


# FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 20/2012



**5 Jahre  
Friktionen**

|   |       |
|---|-------|
| Editorial   | S. 3  |
| Was verkauft ein Fernsehsender?   | S. 4  |
| Warum?  | S. 5  |
| Wie viel Leben kann im Internet stattfinden?  | S. 6  |
| Versuche über Gleichgültigkeit. Ein Streitgespräch zwischen Wolfgang Sofsky<br>und Fernando Pessoa (Michael Löhr) | S. 9  |
| Bilderwitze (Thomas Glatz)  | S. 21 |
| Der Golem   | S. 22 |
| Klavierkonzert, mittags (Thomas Glatz)  | S. 22 |
| Krise der anthropozentrischen Perspektive   | S. 24 |
| Kommunikationsversuche VIII (Thomas Glatz)  | S. 28 |
| Luftschlösser baut man nicht im Hades, mon chérie (Miss Harmlos)  | S. 29 |
| ZitatApparat (Klaus-Erich Dietl)  | S. 34 |
| Aus dem Plattenarchiv   | S. 36 |

**Impressum:**

Friktionen erscheint in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:  
Matthias Hofmann  
Schwanthalerstr. 94  
80336 München

## Editorial

Hallo Zusammen,

Man stelle sich eine klassische Hymne vor: getragene Musik, die Pathos, Schwere und die Sehnsucht nach etwas vermittelt, das man im Hier und Jetzt (noch) nicht haben kann. Ästhetische Kampfklasse Hymne der UdSSR oder Vergleichbares. So sollte ein Editorial sprachlich wohl klingen, das das fünfjährige Bestehen eines Projekts behandelt. Hymnen feiern sowohl einen Bestand als auch ein Versprechen. Eine Versprechen, dass das Projekt, das sie repräsentieren, die Teilnehmer in eine noch schönere, glänzendere Zukunft führt. Dieser Ansatz erscheint dann doch ein bisschen hoch gegriffen für den Anlass. Die Sehnsucht nach einer großen Erzählung hat die Friktionen nie vorangetrieben. Kein Projekt einer Generation, kaum Versprechen einer neuen Welt oder neuer Perspektiven. Eher zusammensammeln kleiner Mosaiksteinchen, die Suche nach dem Riss im Hier und Jetzt, eben nach der Friktion. Gedanklich hübsch sollten sie sein, die Beiträge. Mit dem großen Bild haben sie zusammengelegt aber wahrscheinlich ein Problem. Mehr Paul Klee als Mark Rothko. Entstehen die Friktionen um gelesen zu werden oder um geschrieben zu werden? Ist eine Mischung? Vermutlich. Das Beste an dem Projekt ist wohl, dass der Aufruf zum Mitmachen auf Resonanz gestoßen ist. Über die Jahre haben verschiedenste Autoren und Autorinnen immer wieder ihre Zeit, ihre Ideen und ihr Können eingebracht ohne sehr viel mehr dafür zu bekommen als das Wissen dieses obskure Projekt bereichert zu haben. Dafür, nach 20 Ausgaben, ein dickes Dankeschön!

Auch heute noch gilt die Einladung für ‚Friktionen‘ zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wenn es gefällt, kann das Magazin per Newsletter bei [friktionen@web.de](mailto:friktionen@web.de) abonniert werden.

München, Juni 2012

## Was verkauft ein Fernsehsender?

Facebook ist an jetzt der Börse. Der Gründer Mark Zuckerberg ist damit nicht nur virtuell einer der reichsten Männer der Welt geworden. Mit über 100 Mrd. Dollar kurzfristigem Unternehmenswert spielt das persönliche Notizbuch für 900 Millionen Nutzer damit in der Königsliga der IT-Unternehmen. Ein bisschen Sorgen macht der Geschäftswelt dabei aber das ‚Geschäftsmodell‘ der Firma und das drückt auf den Kurs. Womit verdient Facebook sein Geld, was machen die eigentlich und warum? Ein vereinfachter Blick auf das betriebswirtschaftliche Geschehen – und einem solchen unterliegt Facebook mit dem Börsengang mehr denn je – klärt die Perspektive. Kunde ist wer zahlt und das sind im Fall des sozialen Netzwerks die Werbetreibenden. Das Produkt sind die Nutzer oder genauer gesagt die spezifizierte Aufmerksamkeit der Nutzer, ihre Kommunikation und ihre konsumrelevanten Persönlichkeitsmerkmale. Facebook, StudiVZ, LinkedIn oder Xing haben weniger ihre Nutzer als Kunden, sondern eher Marketingabteilungen von Firmen. Sie sind die ‚Konsumenten‘ des Produkts ‚soziales Netzwerk‘. Natürlich ist das Kernprodukt ‚Nutzer‘ dabei für Firmen wie Facebook wichtig, es nimmt eine ähnliche Stellung ein, wie das, was in der klassischen Wirtschaft produziert wird. Den Job, die Nutzer glücklich zu machen, könnte man dementsprechend in etwa mit dem der Qualitätssicherungsabteilung in einer Autofabrik vergleichen.

Entscheidend ist, als Nutzer eines solchen Netzwerks nicht der Idee zu verfallen man hielte etwa die Kundenrolle inne. Nutzerinteressen haben nur dann eine Chance, wenn ihre Verletzung auch Kundeninteressen beeinträchtigt. Diese Koinzidenz mag zwar wahrscheinlich sein, ist aber nicht immer gegeben. Die Dauerdebatte um Fragen des Datenschutzes bei Facebook, Google oder StudiVZ ist hier struktureller Beleg.

Neu ist diese Konstellation, in der Nutzer und Kunde bei Medien auseinander fallen allerdings nicht. Genau genommen findet man eine ähnliche, wenn auch nicht ähnlich brisante Konstellation auch schon bei teilweise privat finanzierten Medien wie Radio und Fernsehen vor. Ein privater Fernsehsender produziert kein ‚Programm‘, das heißt die gezeigten filmischen Beiträge, sondern er produziert die ggf. selektive Aufmerksamkeitsbindung der Fernsehenden. Dieses Produkt wird an die Werbeindustrie verkauft. Eine solche Perspektive rückt die Debatte über die kulturelle Dimension von Fernsehen in ein anderes Licht. Aus Sicht des Betriebs ‚Medienunternehmen‘ ist dieser Diskurs ein zumindest teilweise willkommenes Missverständnis. Gesendet wird, was Aufmerksamkeit in der avisierten Zielgruppe bindet. Fragen nach Ethik, kulturellem Wert oder Legalität der Inhalte sind nur insofern interessant, insofern sie die Interessen der Kunden berühren oder die Firma in ihrer Existenz gefährden. Das nennt man dann Neudeutsch Fragen der ‚Compliance‘.

Die vereinheitlichende und vergleichsweise einseitige Sender-Empfängerbeziehung beim Fernsehen legt eine Fokussierung auf die Inhalte als ‚Produkt‘ nahe. Sie werden ganz offensichtlich vom Unternehmen gestaltet und haben eine tendenziell große Reichweite. Die Inhalte von sozialen Netzwerken sind nutzergetrieben und fragmentiert. Sie tauchen immer nur dann in der Debatte auf, wenn Entgleisungen Einzelner den Spannungsraum zwischen ungenierter Äußerung und legitimen gesellschaftlichen Grenzen aufzeigen. Auch bei der Frage des Datenschutzes werden die Unterschiede sofort sichtbar. Das fernsehsendende Medienunternehmen kennt seine Nutzer – als statistisch aggre-

gierte Größe. Herr Mayer ist nicht als Herr Mayer bekannt, sondern als typischer Vertreter des Senderzielpublikums. Wenn sich der konkrete Herr Mayer über seinen Stuhlgang unterhält gibt es dafür kein ‚gefällt mir‘ von anderen und das Medienunternehmen weiß auch nichts darüber (weder über den Stuhlgang, noch über die Fans dieses Vorgangs).

Trotzdem folgen privat finanzierte Medienunternehmen, die den Nutzer nicht zur Kasse bitten, einer Logik, bei der das Zielpublikum des Spektakels nicht die Kunden sind, sondern das Produkt für die Kunden. Hierin liegt auch eine substantielle Unterscheidung zum gedruckten Wort. Im klassischen Verlagsgeschäft jenseits der Zeitungen und Zeitschriften sind Kunden und Nutzer noch weitgehend identisch (wir klammern das Phänomen Buchmarkt als Geschenkemarkt bei dieser Betrachtung einmal aus). Das sagt an sich noch nicht unbedingt etwas über die ‚Qualität‘ der auf dieser Ebene stattfindenden Kulturproduktion aus, lässt aber zumindest vermuten, dass hier dem Einzelnen einer der letzten Interventionsmechanismen noch nicht genommen ist, die die Postmoderne bietet: den des im Zweifelsfall ablehnenden Konsumenten.

## Warum?

Warum hast Du das getan? Eine scheinbar harmlose Frage. Sie signalisiert erst einmal Interesse. Interesse an dem, was man getan hat. Interesse an den Zielen, die damit verbunden waren und der Motivationslage, die einen angetrieben hat. Sie scheint einem Willen zum Verstehen geschuldet, einem Bedürfnis kausale Zusammenhänge zu entbergen und den hermeneutischen Zugang zum Anderen zu vertiefen. Wer nicht fragt, bleibt dumm heißt es doch oft, wenn jemand der eigentliche Frage die Frage nach der Legitimität des Fragens voranstellt. Dabei ist die Einleitung ‚darf ich eine Frage stellen?‘ durchaus einem Gefühl für Übergriffigkeit geschuldet, das nicht ausschließlich auf weichem Grund steht.

Die Frage nach dem Warum in Verbindung mit dem Handeln eines anderen ist nämlich alles andere als neutral. Sie ist fest mit normativen Grundkonstrukten verbunden. Man fragt nur dann nach den Gründen eines Handelns, wenn dieses Handeln als begründungspflichtig wahrgenommen wird. Neben dem unangenehmen Gefühl des Nichtverstehens steht hier oft das Gefühl des nicht gut Findens. Die Erwartung nach einem ‚Warum hast Du das getan?‘ ist selten die einer nüchternen Auskunft, die das Verstehen vertieft. Sie ist die einer Rechtfertigung. Das prägt die Kommunikationsform. Wenn Erläuterungen nicht unterbleiben, was eine durchaus plausible Reaktionsform ist, wenn man sich ins Unrecht gesetzt sieht, stellen sie eine Mischung dar. Eine Mischung zwischen Rekonstruktion der eigenen Motivations- und Bedürfnislage und ihrer zeitgleich stattfindenden inneren Modellierung. Die Antwort wird ihrerseits Handeln sein. Ein Handeln, das versucht die Elemente des impliziten Vorwurfs der Frage in der Darstellung zu berücksichtigen. Diese innere Zensur ‚on the run‘ wird eine ganz eigene ex-post rekonstruierte Kausalität hervorbringen. Sie ist geprägt von Tastbewegungen gegenüber den möglichen Normverletzungen, Modifikationen an wenig schmeichelhaften Anteilen der Motivationslage und schlichten Lügen über Geschehniszusammenhänge, die als konfliktbehaftet eingestuft werden.

Es gibt zwar eine Antwort auf das ‚Warum?‘ einer spezifischen Handlung und diese Antwort ist auch in den meisten Fällen sozial sinnvoll und nützlich. Nur einem Willen zum Wissen kann sie nur schlecht

dienen. Das liegt an einer Frage, die in ihrer normativen Tonalität den Druck einer ‚Richtung‘ enthält, mag diese auch nicht immer von vorneherein klar sein. Das Verstehen, das hier erzeugt wird, kann sogar ein gemeinsames sein, eine Rekonstruktion von Sinn für alle Beteiligten und es kann sich auch handlungsleitend für die Zukunft erweisen. Dann sind wir allerdings beim impliziten Aushandeln von Bedürfnissen und Erwartungen, einem wichtigen und elementaren Prozess des Miteinanders. Kausalität und das Warum spielen da aber eine eher untergeordnete Rolle und das ist auch gut so.

## Wie viel Leben kann im Internet stattfinden?

In Japan gibt es angeblich ein handfestes gesellschaftliches Problem mit Menschen, die sich in ihren Wohnungen verschanzen. Weil nur existiert, was auch benannt werden kann, gibt es inzwischen auch einen Begriff für dieses Phänomen. Die sogenannten Hikikomori sind Menschen, die, eingebettet in den elterlichen Haushalt, die nichtelektronische Kommunikation und Interaktion mit der Außenwelt abgebrochen haben. Der Standard-Hikikomori ist männlich, über 18 und geht keiner geregelten Tätigkeit (mehr) nach.

### *I mog ned reden ...*

Ein solcher Rückzug aus den persönlichen sozialen Interaktionen bedeutet oberflächlich erst einmal eine Absage an ein gesellschaftliches Leben. Es ist die Verneinung einer ganzen Dimension des Daseins. Ist ein glückliches Leben ohne diese Dimension, jenseits der Gesellschaft vorstellbar? Die Frage lässt sich klar mit Nein beantworten, wenn man die normale Genese menschlicher Existenz als Startpunkt für solche Reflexionen nimmt. Als Kind ist man nicht nur bei der Befriedigung körperlicher Bedürfnisse auf die Sorge durch Andere angewiesen. Ohne emotionale und soziale Zuwendung entsteht kein Individuum in dem Sinn, in dem wir das heute verstehen. Menschliches Sein geht also nicht ohne Sozialisation. Da kann man jeden Soziologen oder Psychologen fragen.

Ist damit der Rückzug aus dem Sozialen eine Absage ans Menschsein? Wenn er mit dieser Intention beschränkt wird, ist er wohl zum Scheitern verurteilt. Wohin man auch geht, man nimmt seine mit anderen gelebte Vergangenheit mit. Sie ist in Haut und Psyche gebrannt. Sprache, Körper, die Fähigkeit zu denken und zu urteilen erzählen immer auch die Geschichte der Gesellschaft, aus der man kommt. Der Rückzug konserviert diesen Stand, nimmt dem Ich Dynamik und Entwicklungsmöglichkeiten. So sehr es der moderne Individualismus auch versucht uns einzureden: es gibt keine erfüllte Existenz ohne den Anderen. Was man tut hat keine Bedeutung ohne die Einbettung in größere soziale Kontexte.

### *Der Einsiedler*

Dieser These widerspricht erst einmal das Motiv des Einsiedlers. Kontemplativ, meist alt und männlich und heute eigentlich nicht mehr vorkommend, steht diese Figur für eine geistige Auseinandersetzung mit der Welt, die der Gesellschaft nicht mehr bedarf. Nur: Selbst als literarische und nicht empirische Figuren handelte es sich dabei fast immer um Charaktere, die nach längerem Ringen in und mit der Gesellschaft diesen Weg gegangen sind. Das, was man heute in dünn besiedelten Gebieten an real

existierenden Figuren einsiedlerähnlich vorfindet ist normalerweise eher wunderbar, wenn der Rückzug nicht sowieso nur stattgefunden hat, damit man nicht unterbrochen wird, wenn man das Soziale an sich mit Bombenbauen zu zerstören gedenkt.

Als temporäres Modell im eigenen Lebensvollzug ist demgegenüber der Einsiedler eher denkbar, als einer oder eine, die sich Zeit zur Reflexion nimmt ohne die störenden Interferenzen des Sozialen. Es kann durchaus hilfreich sein, zeitliche Abschnitte im Lebensvollzug einzubauen, die der Aufarbeitung der Zumutungen von Außen gewidmet sind. Eines zumindest wird dem temporären oder endgültigen Eremiten in seiner Rolle immer unterstellt: die Hoheit über seine Situation und seine Entscheidung über den Rückzug. Das bezeichnet seine Würde und verschafft dem Konzept seinen Respekt. Diese unterstellte Autonomie unterscheidet ihn vermutlich auch substantiell von den Hikikomori und den Dynamiken, denen sie ausgesetzt sind.

Deren Rückzug ist normalerweise wohl einer, der dazu dient Interaktionen zu vermeiden, die geringer persönlicher Kontrolle unterliegen. Sie scheitern an einer Gesellschaft, die für sie nur noch Interaktionsformen anbietet, die persönlich nicht bewältigbar und befriedigend erscheinen oder in einer Weise von Machtverhältnissen durchdrungen sind, die dem Betroffenen nur noch marginalisierte Positionen in Handlungsnetzen ermöglichen.

#### *Die Gesellschaft ist schuld ...*

Ein verstärktes Auftreten eines solchen Phänomens deutet damit auch immer auf die Verfasstheit der entsprechenden Gesellschaft und deren Geschlossenheit bei der Vergabe von Positionen mit akzeptablen Freiheitsgraden. Offensichtlich existieren hier robuste soziale Felder. Sie bleiben ganz offensichtlich stabil obwohl sie Anforderungen und Interaktionsregeln setzen, die für einen signifikanten Teil der Teilnehmer keine befriedigende Partizipation mehr zulassen. Diese ignorierende Schließung führt offensichtlich nicht zu nennenswerten Konflikten, auch nicht um die konkreten Strategien der zunehmenden Verfestigung des Felds, gemeint sind Ausgrenzung und Pathologisierung. Im Fall der Hikikomori sind junge Menschen betroffen, die vor allem aus einem sozialen Feld stammen, das in Europa als bürgerliche Mittelschicht geführt wird. Sie sind in die Hilfesysteme einer Elterngeneration eingebunden, die als Träger und Generation von Japans Aufstieg zur Industrienation nur vergleichsweise geringen Exklusionseffekten unterlagen.<sup>1</sup> Man könnte sie auch als einen Spezialfall von Exklusion auffassen. Hikikomoris sind demnach zu pathologisieren, soll heißen psychisch krank bzw. behandlungsbedürftig, das ist einhellige Meinung im Umgang mit dem Phänomen. Nachdem es unter solchen Setzungen kaum darum gehen kann das gut abgedichtete gesellschaftliche Feld zu modifizieren, ist Behandlung nicht mehr als ein Coaching, also verhaltenstherapeutisches Training zur Wiederaufnahme genau jener Interaktionen, die implizit als wenig befriedigend zurückgewiesen wurden. Der Weg zu

---

<sup>1</sup> Glaubt man den wenigen Medienberichten zum Thema so begreifen viele Eltern das Verhalten ihrer Zöglinge eher als familiäres Stigma. Wenn dem so ist, werden sie dementsprechend nur selten bereit sein, das Problem im öffentlichen Raum auf die Agenda zu bringen. Die mediale Öffnung des gesellschaftlichen Felds macht auf spezifische Weise anfällig für Stigmatisierungsprozesse. Der Weg der Pathologisierung dieses Verhaltensmusters scheint unter solchen Umständen plausibler und wird auch tatsächlich beschritten. Man sollte an dieser Stelle anmerken, dass Exklusion und Pathologisierung keine Gegensätze im strengen Sinn darstellen. Pathologisierungsprozesse weisen eine merkwürdige Mischung aus Exklusion und Schutzfunktionen auf. Vgl. dazu Johannes Siegrist – Medizinische Soziologie, Elsevier, München 2005, S. 250ff.

einer solchen Wiedereingliederung führt dann letztlich über ein Abfinden mit dem Kontrollverlust oder über eine Neukalibrierung der Einschätzung des Maßes an sozialer Kontrolle über das man selbst in seiner Alltäglichkeit verfügt. Die Realität ist eher selten das Problem, meist ist es die persönliche Sichtweise darauf. Es geht also letztlich um die Rückkehr in ein Schlachtfeld, das die Hikikomori aus guten Gründen in die falsche Richtung verlassen haben.

### *Verstümmelte Konnektivitäten*

Sind sie unter diesen Umständen mit dem Motiv des Eremiten zu passend zu beschreiben? Wohl kaum. Einerseits ist ihr Exit kein Versuch die persönliche Entwicklung weiterzuführen, andererseits sind sie auf eine verstümmelte Weise nach wie vor an die Gesellschaftsmaschinen angeschlossen. Zum einen gibt es in vielen Fällen die Eltern, die den Reproduktionsrahmen organisieren, nach Außen die abgebrochene Interaktion in einer verkürzten Weise organisieren und nach Innen eine verarmte Version des Eltern-Kind-Verhältnisses aufrechterhalten. Zum anderen sind Hikikomori im Normalfall nach wie vor an das Mediensystem angeschlossen. Fernsehen (eingleisige Kommunikation) und Internet (sehr spezifische zweigleisige Interaktion) werden hier noch genutzt und schaffen einen veränderten Raum von Sozialität, der vor allem durch ein vermeintlich hohes Maß an Kontrollmöglichkeiten ausgezeichnet ist. Er ist halt doch nicht ‚raus‘, sondern nur anders angebunden. Im Hikikomori vereinigt sich objektive Abhängigkeit und maximaler Kontrollverlust mit einer sollipsistischen Pseudokontrolle über die Schnittstellen nach ‚Draußen‘. Offensichtlich geht also ein Leben ohne Gesellschaft, aber nicht ohne (familiäres) Netzwerk für die reproduktive Basisversorgung und nicht ohne ein buntes Abbild der Welt draußen. Anders als beim Motiv des Einsiedlers handelt es sich hier offensichtlich um Existenzformen, die weit weg von der Idee postgesellschaftlicher Autonomie existieren. Die Eltern managen in den meisten Fällen die Schnittstellen zur Außenwelt und ermöglichen auf diese Weise eine Lebensform, der in gewisser Weise nur die auf die Spitze getriebene Konsequenz des modernen Individualismus ist – volle Kontrolle über die Welt, wie ich sie sehe, bei maximalem Kontrollverlust gegenüber dieser Welt.

### *Scheiß Internet*

Das Internet ist bei einem solchen Weg auf fatale Weise hilfreich. In diesem Raum kann man fast alles sein, ohne dass man die Konsequenzen von Angesicht zu Angesicht ausbaden muss. Es ist ein Raum, der die sozialen Wirkmechanismen des ‚echten‘ Lebens bearbeitbar und kontrollierbar macht. Wahrnehmungsausschnitte können genauso selektiert werden wie Kommunikationspartner.<sup>2</sup> Es gibt keinen Zwang sich mit jemanden auseinanderzusetzen – eine Situation, die das Leben unter vielen das ein oder andere mal mit sich bringt. Das Internet bietet hier eine vermeintliche Lösung für einen Umgang mit dem Sozialen durch Filterungsprozesse, die man selbst bestimmen kann, wenn die Interaktion unerträglich wird. Tatsächlich ist es aber auch hier nur die passive Kontrolle des Ausstiegs.

---

<sup>2</sup> Das gilt in abgeschwächter Form und bezogen auf die Eine-Richtung-Kommunikation natürlich auch für das Fernsehen.



Es ist eine nachvollziehbare Option für die Auseinandersetzung mit dem nicht Gewollten aus der Position des Machtlosen. Nur: es ändert nichts an der Machtlosigkeit.

### *Hikikomoris Japans vereinigt euch – aber anders*

Der Weg über das Coaching, die Therapie als ein Umbau des eigenen psychischen Haushalts hin zu mehr Kampfeslust unterscheidet sich nur marginal von einem patzigen ‚jetzt rei dich halt zamm!‘ Eine gangbare Empfehlung kann eigentlich nur auf einen Aufbau von Netzwerken der Empfindsamen zielen, nach dem Motto: ‚Hikikomoris Japans vereinigt euch‘. Hier geht es freilich dann um eine recht fragile Vereinigung, um den Aufbau von inhomogenen, vorsichtigen Interaktionsmustern untereinander. Das üben der Begegnung mit dem Anderen steht hier im Zentrum, nicht die vereinheitlichende Interessenbündelung zur Verfolgung klassischer politische Ziele. Umgang mit der wechselseitigen Empfindlichkeit ist das Thema. Erst wenn der Einzelne wieder erfährt, was ihm gut tut, was er sozial meistern kann (und das wird naturgemäß nicht bei allen Betroffenen dasselbe sein), kann man sich auch als Gruppe der Vereinzelten artikulieren und am Panzer des vermachteten Sozialen knabbern.

## Versuche über Gleichgültigkeit. Ein Streitgespräch zwischen Wolfgang Sofsky und Fernando Pessoa<sup>3</sup>

### *Im Garten der Laster*

Daphnes Haare sind zu Laub geworden. Ihre Haut ist zur Rinde erstarrt, ihre Arme zu Ästen. Und zu Wurzeln geworden, kleben ihre Füße fest am Boden. Als Apollon die wunderschöne Bergnymphe einst bedrängte, floh sie, um ihre Tugend und Keuschheit vor seiner stürmischen Liebe zu retten. Erschöpft von seiner Verfolgung, flehte sie ihren Vater, den Flussgott Peneios, an, er möge doch ihre Gestalt verwandeln, in der sie Apollon zu sehr gefiele. Daraufhin erfasste starrende Lähmung ihre Glieder und sie wurde zu einem Lorbeerbaum. Doch der Gott liebte sie immer noch. Verzweifelt gab er dem Holz Ksse, das sich ihnen jedoch regungslos entzog. Seitdem ziert Lorbeer sein Haupt und ist die Insignie für Triumph und Ehre nicht nur von Latiums Führern.<sup>4</sup>

In dem späten Gemälde des Renaissance-Malers Andrea Mantegna ‚Sieg der Tugend über die Laster‘ (1500/02) zeigen sich allerdings noch immer Zorn und Klage in Daphnes Gesicht.<sup>5</sup> Emprt hebt sie ihr Haupt und schreit verzweifelt nach dem Beistand der Tugenden. Doch Rettung ist nahe. Mit Helm und Schild gewappnet, eilt Minerva herbei und jagt die Laster in die Flucht. Wie man unschwer in diesem Bild erkennt, verjagt die römische Göttin der Weisheit und des Wissens einen Haufen verkommener, zum Teil bocksbeiniger Gestalten, die jeweils für ein bestimmtes Laster stehen, aus dem Garten der Tugend. Ihr Blick ist dabei auf den Himmel gerichtet, in dem, in einen Wolkenkranz gehüllt, die Kardinaltugenden der Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigung herabschweben, um ihr zur Hilfe zu kommen. Gerettet werden muss die Klugheit, die Prudentia. Sie ist von den Lastern lebendig eingemauert

<sup>3</sup> Der vorliegende Essay versteht sich als Variation auf die Texte von Wolfgang Sofsky – Das Buch der Laster, München 2009 und von Fernando Pessoa – Das Buch der Unruhe, Frankfurt am Main 1992.

<sup>4</sup> Ovid – Metamorphosen, Erstes Buch, Wiesbaden 1986, S. 458ff.

<sup>5</sup> Zur dieser Bildinterpretation siehe Sofsky, a.a.O., S. 7ff.

worden und nur noch ein Schriftband an der Bruchsteinwand gegenüber kündigt von der abscheulichen Tat.

Nur widerwillig räumen allerdings die Laster den Garten. Feindselig starrt die Trägheit auf die Verfolgerin über ihr. An einem Seil zieht sie ihren Bruder, den Müßiggang, mit sich. Dieser hat Hände und Arme verloren, denn das Handeln hat er längst aufgegeben und aus eigenem Antrieb bewegt er sich sowieso nicht mehr. Am Ufer setzen sich eine ganze Sippschaft von Satyrn in Bewegung. Lange konnten sie sich völlig ungestört vermehren und ihrer Wollust frönen. Aber nun werden sie von den als Lustknaben getarnten Eulen der Minerva gnadenlos angegriffen. Einer dieser Putti hat eine Strickleiter dabei. Mit ihr wird er die Klugheit aus ihrem Verlies befreien.

Mantegnas Gemälde ist eine Allegorie auf den Zustand der Welt. Laster verwandeln die Menschen in monströse Mischwesen. Mitten im Bild stapft eine affenköpfige Gestalt zornig davon. Weder Tier noch Mensch, weder Mann noch Frau, steht sie jenseits von Ordnung und Moral. Über der Schulter trägt der Hermaphrodit kleine Beutel mit den Saatkörnern allen Übels. Kleine Inschriften weisen die Figur als Sinnbild des Hasses, der Zwietracht, der Verdorbenheit und des Misstrauens aus. Der Zentaur daneben ist ständiger Begleiter der Torheit. Auch er verkörpert Unkeuschheit, Verblendung und Triebhaftigkeit. Dass die Venus auf seinem Rücken keine Anständige ist, versteht sich von selbst.

Die Krone der Laster trägt jedoch nicht die Göttin der Liebe, sondern die aufgeschwemmte Ignorantia, die Gleichgültigkeit. Nur mit Mühe können Habsucht und Undankbarkeit die Königin der Laster fortschleppen. Sie lässt einfach nur ihre Arme baumeln und starrt teilnahmslos ins Leere. Alles ist ihr gleich. Die Vertreibung aus dem Paradies kümmert sie schlichtweg nicht. Es ist die Ignoranz, welche die Welt regiert. Alles lässt sie geschehen. Allen anderen Lastern gewährt sie freie Hand. Freizügig und grenzenlos ist ihr Regime. Nicht die Torheit ist die wahre Widersacherin der Klugheit, sondern die Gleichgültigkeit.

Insgesamt liegt ein tiefer Schatten über dem Halbrund des Paradieses. Wo einst Schönheit, Weisheit und Gerechtigkeit wohnten, da haben sich Laster und Hässlichkeit breit gemacht. Monster treiben ihr Unwesen. Unter dem Zepter der Gleichgültigkeit konnten sie sich ungehemmt vermehren. Den Menschen, der von Beginn an die Potenz zum Guten wie zum Schlechten in sich trug, hat sie in ein sinnentleertes Triebwesen verwandelt. Ohne Abstand zu seinen Impulsen verfehlt er seine Bestimmung. Nur ein Angriff der Vernunft vermag das Unheil zu vertreiben. Im Hintergrund glühen die Felsen in der Sonne des antiken Abends, in dem die Eulen der Minerva ihren Flug beginnen.

Mantegnas Allegorie erinnert an eine verloren gegangene Hoffnung. Die moralische Verbesserung des Menschen ist ausgeblieben. Seine Vervollkommnung im humanistischen Sinne hat sich nicht erfüllt. Stufenweise hat sich die Unmoral ausgehend von Indifferenz und Ignoranz über die Willensschwäche und Zügellosigkeit bis zur Bösartigkeit gesteigert. Der Ignoranz folgt die Missachtung des Gebotenen aus Willensschwäche und Wankelmut. Modern umgedeutet zu Toleranz, ist nahezu alles erlaubt, was gefällt, „als erschöpfe sich das Böse in der verzeihlichen Neigung zu Drogen, Alkohol, schnellen Autos oder exzessivem Sex.“<sup>6</sup> Die Bereitschaft zum Guten ist viel zu schwach, um sich gegen widerstreitende

---

<sup>6</sup> Ebd., S. 13.

Neigungen durchzusetzen. Wider besseres Wissen unterliegt man bereitwillig der Versuchung. Scham oder Schuld werden beiseite gewischt, Zweifel und Gewissensbisse unterdrückt.

### *Das Laster der Gleichgültigkeit*

Struktur und Modus der Unmoral ergeben sich letztlich aus der Haltung, die der Mensch zu sich selber hat. Mit ihr nimmt er Stellung zu sich, zu anderen Personen und zur Welt. Man spannt einen Raum möglichen Verhaltens um sich. Haltung ist nichts anderes als die Form, die man sich und der Welt, in der man leben möchte, gibt. Wer seine Haltung verliert, büßt die innere Distanz zu sich selbst ein. Indem man die Treue gegen sich selbst verletzt, verliert man seine Würde und innere Freiheit.<sup>7</sup>

Gleichgültigkeit schützt zwar vor den Nachbarn, vor den Nächsten, vor dem Fremden und anderen Zumutungen. Sie schützt insgesamt vor der Überreizung des sozialen Lebens. Aber Gleichgültigkeit schottet auch ab gegen Verantwortung, Scham und Schuld. Sie entledigt den Einzelnen davon, zu seinen Absichten, Wünschen, Impulsen, Begierden und Gewohnheiten Stellung zu beziehen. Wer die Verantwortung für sein Handeln und Denken aber nicht mehr übernehmen will, verliert seine moralische Urteilskraft und macht sich nach Wolfgang Sofsky zum ‚Einfallstor für das Böse.‘<sup>8</sup>

Zunächst aber sind sie weder gut noch böse: die Gleichgültigen. Kennzeichnend für sie ist die innere Erosion jeglichen Maßstabs und Urteilsvermögens. Zu Laster oder Tugend fehlen ihnen Kraft und Empfindung. Nichts kann sie erregen, nichts reizen, nichts berühren. Sinne und Moral sind bei ihnen stumpf. Was immer geschieht, es kümmert sie nicht. Überschlagen sich die Ereignisse auch noch so sehr – es ist ohne Belang. Es kann endlose Stille und Langeweile herrschen – alles ist einerlei. Es sind die Lauen und Blinden, Menschen ohne Leidenschaft und Vorstellungskraft. Ihre Sinne sind müde, ihr Herz träge, ihr Geist starr. Der Außenwelt gegenüber bleiben sie seltsam entrückt. Sie sehen den Unterschied nicht.

Indifferenz filtert nahezu jeden Reiz ab, der die Person in ihrem Inneren bewegen könnte. Gefühllosigkeit macht sich breit und nistet sich im Körper ein. Die Nerven sind wie betäubt, die Farben verblasen. Die Welt erscheint wie hinter Milchglas. Kaum etwas dringt in das Sinnesfeld ein. Der Gleichgültige fühlt sich erschöpft, müde, schläfrig und mit allem und jedem überfordert. Er ist offensichtlich nicht ganz in der Welt. Sonnenlicht blendet ihn nicht, Kälte schneidet nicht mehr in die Haut, Worte der anderen verklingen lautlos im Hintergrund.<sup>9</sup>

Auch ohne sinnliche Anästhesie zeigt der Gleichgültige eine eigentümliche Gefühllosigkeit. Die großen Affekte der Freude und Trauer, der Wut und Angst sind ihm fremd. Allenfalls verspürt er leise Anflüge von Erregung, ein Unbehagen, eine schale Unlust. Weder vermag er zu lieben noch zu hassen. Verwundert bemerkt er, wie andere sich echauffieren oder protestieren. Die Geste ersetzt ihm schließlich das fehlende Gefühl, so dass nur schwer zu erkennen ist, ob ein Gefühl ausgedrückt oder lediglich dargestellt wurde. Die Darstellung ist letztlich nur Heuchelei, mit welcher der Gleichgültige den sozialen Anschluss zu halten sucht.

---

<sup>7</sup> Ebd., S. 21.

<sup>8</sup> Ebd., S. 26.

<sup>9</sup> Ebd., S. 24f.

Seine Empfindungslosigkeit drapiert er geschickt mit Sentimentalität. Übertriebene Freundlichkeit und überschwängliche Begeisterung kaschieren nur fehlendes Mitgefühl. Dem stumpfen Sinn entspricht die moralische Verödung. ‚Empfindungslosigkeit und moralischer Stumpsinn bestimmen das Selbstverhältnis des Gleichgültigen.‘<sup>10</sup> Geschieht nebenan eine Untat oder ein Unglück, zuckt der Gleichgültige die Schultern und geht weiter. Man könne ohnehin nichts ändern, lautet seine Ausrede. Gleichgültigkeit lässt dem Übel freien Lauf.

Doch die Attitüde der Resignation ist nur vorgespiegelt. Längst ist der Gleichgültige von einem Panzer umschlossen, durch den kaum etwas hindurchdringt. Auch wenn er etwas schrecklich zu finden vorgibt, in Wahrheit berührt es ihn kaum. Mit Kaltschnäuzigkeit hat Indifferenz aber nichts zu tun. Selbst ein Zyniker, der noch über das schlimmste Unheil seine Witze reißt, sucht sich die Sache selbst vom Leibe zu halten. Dem Gleichgültigen indes fehlt die Kälte des Beobachters. Ihm ist alles gleich.

Die Reizbarkeit der Sinne ist unabdingbar für jede Erfahrung und Erkenntnis – auch der moralischen. Ebenso erfordert moralische Erkenntnis eine Empfänglichkeit des Willens für die Nötigung zum Guten. Das moralische Sensorium begründet zwar kein moralisches Gesetz, aber es ist – Kants kategorischem Imperativ zum Trotz – unabdingbar für jedes Bewusstsein von Verantwortung und Pflicht. Ohne die leiseste Unzufriedenheit mit den eigenen Unsitten und der eigenen Fehl- und Verführbarkeit hat das Gute kein emotionales Fundament. Ohne Gefühl ist der Mensch moralisch tot.

Wie Nietzsches letzter Mensch sich selbst nicht mehr verachten kann, so auch der Gleichgültige. Den Pfeil seiner Sehnsucht wirft er schon lange nicht mehr über sich hinaus.<sup>11</sup> Er ist zufrieden mit sich und der Welt. Alles ist und wird gut, ist sein ewiges Mantra, das alle bösen Geister vorab verscheucht. Natur und eigenem Körper endgültig fremd geworden, bietet allein die Technik noch Lösungen. In ihrem Prokrustesbett fühlt er sich rundum wohl, ist er doch schon längst stumpf geworden gegen die Schmerzen, die es bereitet.

Die Urteilskraft des Gleichgültigen findet letztlich kein moralisches Motiv. Skrupel, Bedenken, Zweifel fechten ihn nicht an. Von Scham oder Schuld bleibt er verschont. Einsichten in das Gebotene, geschweige denn in die Folgen eigenen Tuns prallen an ihm ab. Der Gleichgültige ist zwar nicht gewissenlos im verbrecherischen Sinne. Sein Defizit reicht viel tiefer. Eine Stimme des Gewissens regt sich bei ihm erst gar nicht. ‚Die Frage nach Recht und Unrecht stellt sich ihm nicht.‘<sup>12</sup> Er bewegt sich jenseits von Gut und Böse, nicht weil er sich in einem Akt der Willkür von aller Sittlichkeit losgesagt hätte, sondern weil er noch gar nicht in deren Nähe gelangt ist.

Der Gleichgültige lebt ganz in der Gegenwart. Die Vergangenheit ist für ihn ebenso belanglos wie die Zukunft. Woher er kommt, interessiert ihn nicht, wohin er geht, noch viel weniger. Geschichte dient ihm als anekdotenhafter Zeitvertreib, nicht aber zur kritischen Erinnerung, geschweige denn Veränderung. Nicht anders verhält es sich mit der Zukunft. Der Gleichgültige erwartet nichts und entwirft auch keine Pläne. Was aus ihm und den anderen wird, berührt ihn nicht. Ihm ist die Zukunft längst abhanden gekommen. ‚Es ist, als habe er alle Erwartung aufgegeben und warte nur noch – auf nichts.‘<sup>13</sup>

---

<sup>10</sup> Ebd., S. 27.

<sup>11</sup> Vgl. Friedrich Nietzsche – Also sprach Zarathustra, KSA: Band 4, München 1999, Vorrede 5, 24ff., S. 18ff.

<sup>12</sup> Sofsky, a.a.O., S. 28.

<sup>13</sup> Ebd., S. 27.

Ziele und Zwecke spornen ihn nicht mehr an. Die Aufforderung, sein Leben selbst zu gestalten, erregt bei ihm nur Erstaunen und Widerwillen. Lieber hält er sich an seine Gewohnheiten. Die Äquivalenz der Tage erspart schließlich neue Gedanken und Gefühle.

Gleicht aber ein Tag dem anderen, dann ist alles gleich wenig wert. Der Indifferente setzt auf die ewige Wiederkehr des Gleichen, ohne dabei aber im Sinne Nietzsches seinem Leben den Stempel der Ewigkeit aufdrücken zu wollen.<sup>14</sup> In seiner endlosen Gegenwart breitet sich keine Lebensbejahung, sondern nur Überdruß aus. Doch ist der Indifferente keineswegs apathisch oder depressiv. Seine Langeweile ist keine Faulheit oder Trägheit, sondern nur das stillschweigende Einverständnis mit der Verkümmernng des eigenen Affekts. Im Gegensatz zum Depressiven verdrängt er jede Vorstellung lähmenden Andersseinwollens und -könnens. Als wahrer Meister der Verdrängung deaktiviert er sein limbisches System lieber selbst.

Wem die Welt einerlei ist, dem sind auch Aussagen über die Welt gleichgültig. Fakt oder Fiktion, Lüge oder Betrug sind Begriffe ohne Bedeutung. Nicht weil der Gleichgültige sie nicht verstünde, sondern weil es für ihn gar nichts gibt, was diese Wörter beschreiben könnten. Für ihn existieren keine falschen oder richtigen Behauptungen. Es interessiert ihn nicht, ob das, was er sagt, mit der Wirklichkeit übereinstimmt oder nicht. Der Streit um Tatsachen und Zusammenhänge prallt an ihm ab. Ob eine Aussage zutreffend, ein Argument schlüssig, oder ein Beweis zwingend ist, kümmert ihn nicht. Gegen die Herrschaft der öffentlichen Ausgelegtheit hat er nichts. Sich im Man zu verlieren, beruhigt doch angenehm den Verstand.<sup>15</sup>

So wird der Gleichgültige empfänglich für Astrologie, Ideologie, Propaganda und alle Formen unterhaltender Illusionen. Wissen bedeutet ihm nichts, er begnügt sich mit Glauben und Meinen. Manchmal nennt er diese Haltung Toleranz. Doch dies ist nur die Fassade für Denkfaulheit und Relativismus. Längst ist es beschlossene Sache: Die Welt ist nichts weiter als eine zufällige Ansammlung von Meinungen, die man beliebig wechseln und verwerfen kann. Kritik zielt schon immer ins Leere und führt nur zur Hybris.

Glauben tut der Gleichgültige allein ans Geld. Seiner nivellierenden und relativierenden Kraft fühlt er sich seelisch verwandt. Täglich feiert er im Supermarkt den Sieg von Quantität über Qualität und von Verstand über Gefühl. Dass das Geld die große Spinne ist, die das gesellschaftliche Netz webt, stört ihn nicht.<sup>16</sup> Einerlei ist, ob das Mittel über den Zweck den Sieg davonträgt. Zur Verwandlung des Absoluten ins Relative nickt er vielmehr, ist Äquivalenz doch allemal besser als quälende Ungewissheit. Nur Geld bietet letztlich klaren Überblick und Halt. Seine Magie macht alles gleich. Noch das Ungleichste setzt es auf wundersame Weise gleich. Eher begrüßenswert ist, dass es aus allen sozialen Beziehungen Charakter, Gefühl und Natur eliminiert und den Kern der Dinge aushöhlt, und zwar ihre Unvergleichbarkeit.<sup>17</sup>

---

<sup>14</sup> Vgl. Friedrich Nietzsche – Nachlaß 1880-1882, KSA: Band 9, München 1999, 11 (159), S. 503.

<sup>15</sup> Sofsky, a. a. O., S. 28 und Martin Heidegger – Sein und Zeit, Tübingen 1993, S. 175ff.

<sup>16</sup> So David Frisby zur Geldtheorie Simmels, in: ders. – Georg Simmels Theorie der Moderne, in: Dahme/Rammstedt (Hrsg.) – Georg Simmel und die Moderne. Neue Interpretationen und Materialien, Frankfurt/M. 1984, S. 51.

<sup>17</sup> Inwieweit die Geldwirtschaft den Dingen ihren Selbstwert raubt und zur Unterminierung und Substitution von Charakter und Gefühl zugunsten einer unbarmherzigen Objektivität sozialer Beziehungen führt, ist bereits im

Sozialen Halt findet der Gleichgültige nur in Situationen, die kaum Engagement verlangen. Das sind vor allem Situationen des sozialen Nebeneinanders: in Wartezimmern oder Besucherschlangen, in den Transportbehältern der Züge, Flugzeuge oder U-Bahnen, in der Einkaufsstraße, auf der Flaniermeile, im Stadion oder auf Raves. Nicht-Ort und Event sind die Modi seines In-der-Welt-seins.<sup>18</sup> Wo man aber vor allem mit Texten, Codes und juristischen Personen interagiert, lebt man nach Gebrauchsanleitung.

Am Nullpunkt des Sozialen existiert zwischen den Menschen kein Brennpunkt der Wechselseitigkeit. Sie verhalten sich nicht zu-, mit- oder gegeneinander, sondern nebeneinander. Nur ein äußerer Anlass hat sie zusammengeführt: ein Spektakel, die Sprechzeit der Behörde, die Fahrzeit des Busses, der Abflug des Flugzeugs. Das Prinzip der Serialität bestimmt dieses soziale Niemandsland. Hier zählt jeder soviel wie der andere, alle sind einander gleich und jeder ist dem anderen gleich wenig wert. Hier treffen sich Menschen auf dem niedrigsten Niveau der Egalität. ‚Es ist eine anonyme Gesellschaft des Jedermann.‘<sup>19</sup> Da jeder dem anderen gleichgültig ist, bleibt jeder für sich allein. Einsamkeit und Ähnlichkeit sind das Resultat. Diese Einsamkeit kann eine Belastung, aber auch eine Erholung sein, ist doch der Kampf um Anerkennung zeitweilig ausgesetzt. Aber trotzdem beschleicht den Gleichgültigen das Gefühl, selbst überzählig zu sein. Zu Recht vermutet er, dass wie diese ihm gleichgültig sind, so umgekehrt er auch ihnen.

Bei außeralltäglichen Begebenheiten nimmt der Gleichgültige die Rolle des unbeteiligten Zuschauers ein. Er verharrt kurz, sieht aber zu, dass er weiterkommt. Er will nichts Ungewöhnliches bemerkt haben. Dass Nachbars Kinder ständig blaue Flecken haben, ist die Farbe in seinem Leben. ‚Ist sein Panzer dick genug, bleibt er auch eine Weile am Schauplatz und notiert neugierig, was vor sich geht.‘<sup>20</sup> Die Sehnsucht, endlich die Langeweile zu vertreiben, ist zu groß. Keineswegs ist der Gleichgültige ahnungslos. Meist weiß er genug, um zu wissen, was er eigentlich gar nicht wissen will. Am liebsten ist ihm daher ein Beobachtungspunkt in sicherer Entfernung, auf der Gegenfahrbahn, hinter vorgezogenen Gardinen, vor dem Fernsehgerät. Reizschutz und Wahrnehmungsverweigerung sind seine obersten Gebote.

Dass Menschen sich nicht füreinander interessieren, darf aber kein Anlass sein für ein pseudo-romantisches Klagegedicht der Entfremdung. Gesellschaft ist keine Gemeinschaft intimer Freunde. Menschen könnten einander gar nicht ertragen, würden sie sich allzu genau kennen. Die Ökonomie der Aufmerksamkeit, vor allem in der dauererregten Gesellschaft, verlangt nun mal Ignoranz, wird doch sonst der eigene Gleichgewichts- und Orientierungssinn vital angegriffen. Angesichts der medialen Reizflut gäbe

---

Jahr 1900 eindrucksvoll von Georg Simmel in seiner ‚Philosophie des Geldes‘, Frankfurt am Main 1989, S. 591ff., herausgearbeitet worden.

<sup>18</sup> Nach Marc Augé unterscheiden sich Orte von Nicht-Orten dadurch, dass die einen einen organisch-sozialen Raum konstituieren, die anderen hingegen nur eine solitäre Vertraglichkeit. Ob Flughäfen, Autobahnen oder Supermärkte, die Vermittlung der Individuen in Verkehrs- Transit-, Freizeit- oder Handelsräumen erfolgt vor allem über Vorschriften, Informationen und Verbote, also über Texte, deren Urheber meistens juristische Personen sind. Da die Benutzer solcher Räume sich in einem Vertragsverhältnis befinden (Ticketschalter, Kasse etc.), haben in ihnen Geschichte und Identität nichts verloren, sind sie doch ganz und gar auf funktionale Erfordernisse der Gegenwart ausgerichtet. In ihnen werden nach Augé keine besonderen sozialen Beziehungen oder Begegnungen geschaffen, sondern letzten Endes nur Einsamkeit und Ähnlichkeit. Vgl. ders. – Nicht-Orte, München 2011, S. 96ff.

<sup>19</sup> Sofsky, a.a.O., S. 29.

<sup>20</sup> Ebd., S. 31.

es nur noch ein erbärmliches Hier und Jetzt, aber kein identitätsstiftendes Da mehr. So schützt Ignoranz vor dem paradoxen Zustand, vor lauter Reizen zur Wahrnehmung gar nicht mehr fähig zu sein.<sup>21</sup>

Insofern sichert Gleichgültigkeit die soziale Wirklichkeit und garantiert den reibungslosen Ablauf der Gesellschaft. Ohne sie wäre das immer gleiche Abarbeiten von Datenbergen, das gleichförmige Schrauben in den Werkshallen, das Absolvieren ewig gleicher Lehrpläne und das permanente Wiederholen derselben medialen und politischen Floskeln gar nicht denkbar. Wiederholung liegt in der Natur moderner Arbeit. Gleichförmigkeit kennzeichnet ihre Struktur, und Gleichgültigkeit ist eine ihrer unausweichlichen Folgen. Ohne sie käme die Maschine zum Stillstand.

Dem moralischen Universalismus steht die selektive Gleichgültigkeit der sozialen Gruppe gegenüber. Allerorten fordert der moralische Idealismus Mitgefühl mit jedermann. Aber so viel Nächstenliebe ist fern jeder sozialen Wirklichkeit. Jede Gruppe ist von einer Zone der Indifferenz umgeben. ‚Menschenfreundlichkeit ist im Bauplan des Sozialen nicht vorgesehen.<sup>22</sup> Gesellschaft heißt niemals totale Integration, sondern immer auch Abschottung und Ausschluss. Für den Fremden gelten die internen Pflichten der Gruppe meist nicht. Moral ist doch fast immer Gruppenmoral. Solidarität oder Mitleid enden an den Grenzen des eigenen sozialen Reviers. Gleichgültigkeit erspart missliche Gefühle. Scham, Schuld und Ohnmacht kommen angesichts globalen Unheils gar nicht erst auf.

Aus dem Zwiespalt zwischen gefühlter Indifferenz und schlechtem Gewissen weisen nach Sofsky zwei Maßnahmen: die Spende und der Alarm.<sup>23</sup> Spenden heißt helfen, ohne etwas zu tun. Denn Wohltätigkeit wird so dosiert, dass sie nichts kostet, dafür aber den Helferstolz aufbessert. Niemand will sich schließlich Hartherzigkeit nachsagen lassen. Das pekuniäre Mitleid wirkt wie ein Elixier der Seelenshygiene. Man muss dem demonstrativen Mitleid der Mahnwachen, Lichterketten oder Spendengalas letztlich keinen Glauben schenken, denn das inszenierte Mitgefühl ist immer nur von kurzer Dauer: ‚Die Rhetorik der Betroffenheit ist eine Maskerade der Gleichgültigkeit.<sup>24</sup> Der Bewohner moderner Wohlstandsinseln weiß sich zutiefst geborgen in der Wüste der Indifferenz. Zehntausende Tote sind für ihn normale Verlustquoten des nicht-gesellschaftsfähigen wie allzu reproduktionsfreudigen Gattungswesens.

Spenden beruhigen das schlechte Gewissen, Alarmrufe hingegen warnen vor nahender Gefahr. Aber meistens dient die moralische Entrüstung nur der Aufrüstung eigener Selbstgerechtigkeit. An den großen und kleinen Übeln der Welt sind stets die üblichen Verdächtigen schuld: die Politik, die Globalisierung, die Religion, die Wirtschaft, der Kolonialismus, der Imperialismus, das System. Künstliche Erregung kostet ja nichts. Die lautstarke Anklage vermeintlich übermenschlicher Kräfte rechtfertigt aber nur die eigene Passivität. Als Alarmismus erhalten Feigheit und Gleichgültigkeit die Aura moralischer Legitimität.

Gleichgültigkeit ist insgesamt kein Laster. Denn sie zeugt nicht von Maßlosigkeit, Willenlosigkeit oder Bosheit. Der Gleichgültige bewegt sich noch im Vorfeld des Bösen. Große Verbrecher sind niemals gleichgültig. Aber viele Helfershelfer, Exekutoren und Zuträger haben sich der Indifferenz verschrie-

---

<sup>21</sup> Siehe Christoph Türcke – Erregte Gesellschaft. Philosophie der Sensation, München 2002, S. 64ff.

<sup>22</sup> Sofsky, a.a.O., S. 32.

<sup>23</sup> Ebd.

<sup>24</sup> Ebd., S. 33.

ben. Zwar missachten sie die moralischen Gesetze nicht. Aber sie gewähren ihnen aus Trägheit nicht die volle Anerkennung. Feigheit paart sich hier mit Stumpfheit und Gefühllosigkeit. Weil Geist und Sinne von nichts mehr ergriffen werden, lenkt man sich immerzu ab. Trägheit durchdringt Geist und Körper und tilgt jeden Willen, zum Bösen wie zum Guten.<sup>25</sup>

Gleichgültige sind am Gipfel der Entfremdung angekommen. So groß ist ihre Zahl, dass der Ort ihrer Bestimmung schon jetzt überfüllt ist. In der Vorhölle trotten sie unablässig im Kreis hintereinander her, bringen nichts zustande, sehen nichts und kommen nirgendwo an. Auf ewig gefangen im Limbus drohen schließlich nur geistige Umnachtung und der Verlust der Gottesschau, keineswegs aber Höllenqualen.

### *Gleichgültigkeit als ethisch-ästhetische Tugend*

Ist für Wolfgang Sofsky Gleichgültigkeit das breiteste Einfallstor des Bösen in der modernen Welt, so für Fernando Pessoa hingegen der einzige Weg, sich vor ihr zu schützen. Im seinem ‚Buch der Unruhe‘ wird Gleichgültigkeit zu einer ethisch-existenziellen wie ästhetischen Tugend stilisiert. ‚Schöpfer von Gleichgültigkeit sein‘ lautet Pessoa's Wahlspruch für den eigenen Geist.<sup>26</sup> Wie Nietzsches Prinzip der ewigen Wiederkehr des Gleichen soll Gleichgültigkeit zu einer geistigen Asepsis gegen jede Form von Ansteckung durch die Durchschnittlichkeit führen. Wer immer ihn lesen möge, so Pessoa an gleicher Stelle, möge lernen, sich nicht mehr nach den dynamischen Gesetzen des Kollektivs zu richten. Der möge lernen, bei den Blicken und Meinungen der anderen nichts mehr zu empfinden.

Ziel ist es, sich nichts zu unterwerfen, weder einem Menschen, noch einer Liebe, noch einer Idee, jene ferne Unabhängigkeit besitzen, die darin besteht, nicht an die Wahrheit zu glauben, auch nicht, wenn es sie gäbe, auch nicht an die Nützlichkeit ihrer Erkenntnis – das ist der Zustand, in welchem, scheint mir, das intime geistige Leben derjenigen, die nicht gedankenlos leben, sich selbst gegenüber ablaufen muss.<sup>27</sup>

Freiheit ist für Pessoa die Möglichkeit zur Isolierung von anderen Menschen. Die Unmöglichkeit, allein zu leben, bedeutet ihm Sklaverei. Deshalb ist auch der Tod eine Befreiung, weil sterben heißt, niemanden anderen mehr zu benötigen.<sup>28</sup> An etwas hängen wollen, bedeutet ihm grundsätzlich Banalität: Ob Glaubensbekenntnis, Ideal, Frau oder Beruf, all das heißt nur Zelle und Handschellen.

Auch Ehrgeiz, Stolz und Leidenschaft sind nur eine Last. Wir würden nicht stolz sein, schreibt Pessoa, wenn wir begreifen würden, ‚dass er eine Schnur ist, an der man uns zieht.<sup>29</sup>‘ Deshalb gilt es, jede Verbindlichkeit abzulehnen. ‚Frei von uns selbst wie von den anderen, kontemplativ ohne Extase, Denker ohne Schlussfolgerungen, werden wir, befreit von Gott, die kleine Pause durchleben, welche die Zerstretheit der Henkersknechte unserem Aufenthalt auf Erden vergönnt‘, heißt es an gleicher Stelle weiter. Denn morgen wartet die Guillotine. Und wenn nicht morgen, dann übermorgen. Genießen wir also in der Sonne spazieren gehend, die Stille vor dem Ende, ignorieren wir freiwillig die Verfolgungen.

---

<sup>25</sup> Ebd., S. 34.

<sup>26</sup> Pessoa, a.a.O., 170 (354), S. 212.

<sup>27</sup> Ebd., 196 (414), S. 242.

<sup>28</sup> Ebd., 212 (456), S. 260.

<sup>29</sup> Ebd., 196 (414), S. 242.



„Die Sonne wird unsere faltenlose Stirn vergolden und die Brise Frische atmen für denjenigen, der die Hoffnung aufgegeben hat.“ Einzig und allein Freiheit macht die Größe des Menschen aus.

Die Welt insgesamt gilt es als eine Illusion und als ein Trugbild zu betrachten. Wenn wir das schaffen, so Pessoa, dann können wir alles, was uns widerfährt, als einen Traum ansehen, als etwas, das zu sein vortäuschte, weil wir gerade schliefen. Dann entsteht in uns jene tiefe Gleichgültigkeit gegenüber allen Missgeschicken und Katastrophen des Lebens. Das eigene Leid wird dann nicht mehr sein als eine unwillkommene Phantasievorstellung, selbst wenn die Welt rings um uns einstürzt. „Und unser eigenes Leid wird nicht mehr sein als dieses Nichts.“<sup>30</sup> Alles, was einem an Unangenehmem im Leben zustößt, sollte man als bloßen äußeren Zufall betrachten, gleichsam als Zahnschmerzen oder Hühneraugen, kurzum als Dinge, die einem lästig fallen.

Männer der Tat sind nur willfähige Sklaven ihrer eigenen Phantasielosigkeit, unfähig die Wirklichkeit als eine Form der Illusion und die Illusion als eine Form der Wirklichkeit anzusehen. „Das kontemplative Leben muss, um überhaupt existieren zu können, die objektiven Akzidenzien als zerstreute Prämissen einer unerreichbaren Konklusion betrachten; doch sie muss gleichzeitig die Zufälligkeiten des Traums als in gewisser Weise der auf sie gerichteten Aufmerksamkeit würdig betrachten, dank welcher wir zu kontemplativen Menschen werden.“<sup>31</sup> Das was wir träumen, ist nämlich das, was wir wahrhaft sind. Alles übrige gehört der Welt und den Leuten.

Das praktische Leben insgesamt erscheint Pessoa als der unangenehmste aller Selbstmorde zu sein. Denn Handeln bedeutet die „Verurteilung eines zu Unrecht verurteilten Traums.“<sup>32</sup> „Die innewohnende Nichtigkeit aller Formen der Aktion zu erkennen“, so Pessoa weiter, „war seit meiner Kindheit das beliebteste Anliegen meiner Gleichgültigkeit gegen mich selbst.“ Handeln heißt immer, gegen sich selbst zu agieren. Einfluss auf die Außenwelt auszuüben, Dinge und Menschen zu ändern, ist aber Verrat an der Traumnatur des eigenen Daseins und damit Ausdruck höchster Phantasielosigkeit. Das Leben sollte vielmehr einem Traum gleichen, der sich Vergleichen entzieht.<sup>33</sup>

Nur wenn man sich der Zufälligkeit und Traumartigkeit des Seins bewusst wird, erreicht man jenen Grad an Weltverneinung, Kontemplation und Lebenskunst, der die unglücklichen Zufälle des Lebens als reine Reisemühsal betrachtet lässt.<sup>34</sup> Es gilt, unsere größten Ängste als Zwischenfälle ohne Bedeutung anzusehen, nicht nur im Leben des Kosmos, sondern vor allem in uns selbst. Wer es gelernt hat, sich mitten in größter Angst so zu betrachten, ist für Pessoa im Besitz vollkommener Weisheit.<sup>35</sup>

Vor jedem Gegenstand sollte der Träumer versuchen, die deutliche Gleichgültigkeit zu empfinden, die dieses Ding in seiner Eigenschaft als Ding in ihm verursacht.<sup>36</sup> Der Weise muss instinktiv aus jedem Gegenstand oder Ereignis, das zu destillieren wissen, was es an traumfähigem Material enthält. Er muss alles in der Außenwelt abgestorben zurücklassen, was ihnen an Wirklichkeit eignet. Deshalb lautet die Maxime: „Niemals aufrichtig seine eigenen Gefühle empfinden und seinen blassen Triumph bis zu dem Punkt treiben, wo man gleichmütig auf den eigenen Besitz, seine Begierden und seine

---

<sup>30</sup> Ebd., 198 (419), S. 244.

<sup>31</sup> Ebd., 200 (425), S. 246.

<sup>32</sup> Ebd., 171 (355), S. 213.

<sup>33</sup> Ebd., 194 (412), S. 242.

<sup>34</sup> Ebd., 179 (385), S. 228.

<sup>35</sup> Ebd., 167 (349), S. 208.

<sup>36</sup> Ebd., 172 (358), S. 213.

Wünsche schaut; durch die eigenen Freuden und Ängste hindurchgehen, wie jemand durch das hindurchgeht, was ihn nicht fesselt', heißt es an gleicher Stelle.

Die größtmögliche Gleichgültigkeit gegen sich selbst, ist schließlich die größte Selbstbeherrschung. Nietzsches ‚Pathos der Distanz‘ wird von Pessoa umgedreht.<sup>37</sup> Nicht die Distanz nach außen ist die Bedingung für das aristokratische Selbstverhältnis, sondern die Distanz nach innen. Man sollte sich selbst gegenüber wie gegenüber einem Fremden handeln – immer mit heiterer Fassung, gleichgültig, weil adlig und kühl, weil gleichgültig. Die eigenen Wünsche und Träume als Grandseigneur betrachten, das heißt, nicht auf sie zu achten, das ist die Kunst. Sich selbst unendlich fremd werden, um weder Ehrgeiz, noch Leidenschaften noch Wünsche, noch Hoffnungen, weder Impulse noch Unruhe zu kennen. Weil Wünsche und Hoffnungen, Ehrgeiz und Leidenschaften uns wehrlos und unfrei machen, müssen wir den Aristokraten verinnerlichen.

Mögen rund um uns herum die anderen Seelen ihre schmutzigen Armenviertel errichten, schreibt Pessoa, sollten wir hingegen deutlich machen, wo unser Viertel aufhört und beginnt. Dazu sollten wir unsere Liebe einschränken auf den Schatten, ein Liebesträum zu sein: ‚auf einen blassen, bebenden Zwischenraum zwischen den Kämmen zweier kleiner Wellen, auf denen sich das Mondlicht bricht.‘ Und der Wunsch müsste zu einem nutzlosen, unschädlichen Ding werden, ‚gleichsam zum zarten Lächeln der Seele, wenn sie mit sich allein ist.‘ Aus der Seele sollte man etwas machen, das nie daran denkt, sich zu verwirklichen oder sich auszusagen. ‚Den Hass einschläfern wie eine gefangene Schlange und der Furcht sagen, sie solle von ihren Gebärden nur die Agonie im Blick bewahren, im Blick unserer Seele, die einzige Haltung, die sich mit einer ästhetischen Einstellung verträgt.‘<sup>38</sup> Glück ist letzten Endes nur der, der mittels seiner Phantasie von seiner eigenen Persönlichkeit, von der Geschichte und der sie treibenden Ideale abdankt.

Geschichte ist für Pessoa nichts weiter als ein ‚Totenzug des Irrtums und der Illusion.‘<sup>39</sup> Liebe, Hunger, Tod und Krieg, letzten Endes ist alles nur Zwischenspiel und Theater.<sup>40</sup> Denn der Blick in die Geschichte bietet nur ein überdrüssig machendes Schauspiel nutzloser und nicht verwirklichter Ideale und Ideen. Begriffe wie Freiheit, Menschheit, Glück, Zukunft und Wissenschaft sind alles nur leere Schatten von Träumen, von denen schlechte Träumer meinten, sie würden fest auf der Erde ruhen. ‚Alle Ideale und alle ehrgeizigen Pläne sind ein Wahnwitz männlicher Gevatterinnen.‘<sup>41</sup> Nicht verbesserungsfähig und unfähig zum Fortschritt lohnt weder die Menschheit noch irgendein Imperium, dass auch nur eine einzige Puppe entzweige.

Da alles Denken für Pessoa Zerstören heißt, ist eigentlich derjenige am glücklichsten, der gar nicht denkt. Instinktgesteuert wie ein Tier, würde er allein seine organische Bestimmung verwirklichen. Er wäre in der Landschaft verwurzelt wie ein Baum und damit Teil der Schönheit. Er wäre das absolute Gegenteil von uns, nicht nur Mythos der Landschaft, nicht nur Statist ‚in der lebendigen Tracht der

---

<sup>37</sup> Zu Nietzsches Konzept des ‚Pathos der Distanz‘ vgl. Henning Ottmann (Hrsg.) – Nietzsche-Handbuch, Stuttgart 2000, S. 299.

<sup>38</sup> Pessoa, a.a.O., 172 (358), S. 215.

<sup>39</sup> Ebd., 193 (410), S. 241.

<sup>40</sup> Ebd., 177 (382), S. 226.

<sup>41</sup> Ebd., 192 (409), S. 240.

Nutzlosigkeit und des Vergessens.<sup>42</sup> Aber zum Glück ist sich auch der Mensch seines Lebens nicht wirklich bewusst. Wäre es anders, wäre das menschliche Leben unerträglich. Vollkommenheit vergöttern wir nur, weil wir sie nicht erreichen können. Sie ist im Großen und Ganzen unmenschlich, weil das Menschliche notwendigerweise unvollkommen ist.<sup>43</sup>

Apathie und Ataraxie, die großen Ideale des Stoizismus, werden für Pessoa in der Moderne zu einer organischen Notwendigkeit. Man muss sich gegen das Leben panzern, um es überhaupt leben zu können.<sup>44</sup> Da kein materieller Umstand glückbringend ist, außer für den Durchschnittsmenschen, muss man im Rahmen seiner Möglichkeit sogar erreichen, dass einen selbst das eigene Unglück noch vergnügt. Insgesamt geht es darum, das Leben nur lesend und träumend in der ‚Nachtfeuchtigkeit der Ideen‘ zu leben. Es gilt, hinlänglich langsam zu leben, um sich stets am Rande des Überdrusses zu bewegen, sich aber niemals von ihm überwältigen zu lassen. ‚Das Leben fern von Glückserregungen und Gedanken zu leben, nur in Gedanken an die Glückserregungen und an die Gefühlsregung der Gedanken. Golden in der Sonne lagern wie ein dunkler, von Blumen umstandener See. Im Schatten die Noblesse der Individualität zeigen, die darin besteht, dem Leben gegenüber auf nichts zu beharren. Im Kreisgang der Welten wie Blumenstaub sein, den ein unbekannter Wind durch die Abendluft trägt und die erstarrende Abenddämmerung an einem Zufallsort, unwahrnehmbar unter größeren Dingen, niedergehen lässt.<sup>45</sup> Weder traurig noch heiter sollten wir sein: nicht mehr sein, nicht mehr haben und nicht mehr wollen, vielmehr wie ein vager Luftstrom, der vorüberfährt.

Letzten Endes ist der Träumer dem Tatmenschen nicht deshalb überlegen, weil der Traum der Wirklichkeit überlegen wäre. Indes besteht die Überlegenheit des Träumers darin, dass träumen praktischer ist als leben. Der Träumer zieht nämlich einen viel größeren Genuss aus dem Leben als der Tatmensch. Das höchste Ideal wäre, alles in Romanform zu erleben, und im Leben selbst auszuruhen. Denn Glück gibt es letzten Endes nicht im Bewusstsein des Glücks, heißt doch wissen immer schon töten. Ist man sich des Glücks wissentlich bewusst, hat man es bereits hinter sich. Glück gibt es allerdings auch nicht unwissentlich. Der Traum als Zustand zwischen Sein und Nichtsein ist daher die einzige Lösung.<sup>46</sup>

Leben ist für Pessoa gleichsam die Suche nach dem Unmöglichen durch das Nutzlose hindurch.<sup>47</sup> Vorbild ist ihm der persische Mathematiker, Astronom, Philosoph und Dichter Omar Khayyam (1048 bis 1123 n. Chr.). Dessen Epikureertum würde auf ein Minimum des Wunsches nach Vergnügen hinauslaufen. Es genüge ihm Rosen anzuschauen und Wein zu trinken. ‚Eine leichte Brise, ein Gespräch ohne Absicht, ohne Plan, einen Becher voller Wein, dazu Blumen, darin und in nichts weiter gipfelt der höchste Wunsch des persischen Weisen.<sup>48</sup> Die Liebe erregt und ermüdet nur. Das Handeln geht grundsätzlich fehl und verzettelt sich. Niemand gelangt schließlich zum Wissen und das Denken färbt alles trüb. Besser sei es daher, ‚unser Wünschen und Hoffen einzustellen, den vergeblichen Anspruch, die Welt erklären zu wollen und das törichte Vorhaben, zu verbessern oder zu regieren, fahren zu

---

<sup>42</sup> Ebd., 188 (402), S. 237.

<sup>43</sup> Ebd., 189 (404), S. 237.

<sup>44</sup> Ebd., 163 (341), S. 206.

<sup>45</sup> Ebd., 165 (345), S. 207.

<sup>46</sup> Ebd., 197 (417), S. 243.

<sup>47</sup> Ebd., 215 (472), S. 261.

<sup>48</sup> Ebd., 215 (472), S. 262.

lassen.<sup>49</sup> In letzter Konsequenz ist alles eitel. Alles ist Anfechtung des Geistes. Alles ist letzten Endes nichts.

### *Resümee*

Gleichgültig wie man selber nun mal ist, erscheint eine Synthese der vorgestellten Versuche über Gleichgültigkeit kaum möglich. Wie heißt es doch im Ideal-Song ‚Blaue Augen‘ so lapidar: Da bleib ich kühl, hab kein Gefühl. Im Schatten atomarer und anderer Katastrophen, der Weltfinanzkrise, der globalen Rohstoffplünderung, der Explosion der Menschheit, des Klimawandels, der fortwährenden Missachtung von Völker- und Menschenrechten usw. ist das philosophische Geschäft mit der Negation der Negation schlichtweg zu mühsam geworden. Gegen die Opakheit der Welt ist kein philosophisches Heilkraut mehr gewachsen.

Den Schluss bildet daher eine Anekdote. Sie stammt von Hegel aus seinen Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. In ihr geht es um den Kyrenaiker Hegesias.<sup>50</sup> In ihm sieht Hegel insgesamt die größte Konsequenz des kyrenaischen Denkens am Werk. Als Anhänger der Schule des Aristippos von Kyrene, eine griechische Polis im heutigen Osten Libyens, vertrat er um 300 v. Chr. eine Vorform des Epikureismus und Stoizismus. Oberstes Handlungsprinzip für Hegesias ist nach Hegel Lust zu erstreben und Schmerzen zu vermeiden. Da aber das Leben aller Wahrscheinlichkeit nach mehr Schmerzen als Lust, der Tod jedoch weder Lust noch Schmerz mit sich bringe, sei der Tod eigentlich besser als das Leben.

Letztlich sei es gleichgültig, Leben oder Tod zu wählen. An sich sei nämlich nichts angenehm oder unangenehm. Eigentlich ist es ein leeres Wort, das Vergnügen als das Ansich-Gültige auszusprechen, denn es ist vielmehr das Nichtige, das keine Bestimmung in sich selbst hat. Das Kriterium des Angenehmen und Unangenehmen ist vielmehr etwas ganz Unbestimmtes und Relatives. Denn die Seltenheit, Neuheit oder auch der Überdruß des Vergnügens erzeuge eben in einigen Vergnügen und umgekehrt in anderen Missvergnügen. Armut und Reichtum hat demnach keine Bedeutung für das Angenehme, sehen wir doch die Reichen nicht vorzüglicher die Freude genießen als die Armen. Ebenso sind Sklaverei und Freiheit, edle und unedle Geburt, Ruhm und Unberühmtheit gleichgültig für das Angenehme. Nur dem Dummen kann also daran gelegen sein, zu leben. Dem Weisen sei dies gleichgültig.

Wenn demnach bei Hegesias vom Individuum, seiner Lust und Empfindung die Rede ist, so Hegel, scheint es zunächst als das Wesentliche bestimmt zu sein. Da es aber im gleichen Atemzug als etwas Allgemeines aufgefasst wird, verschwinden in ihm alle die Bestimmtheiten, welche dem individuellen Gefühl angehören. Damit verschwindet aber ebenso die Einzelheit des Bewusstseins als solche. Überhaupt werde dadurch das Leben als unwesentlich begriffen. Das Prinzip individueller Freiheit und Lust scheint bei Hegesias also einerseits ganz auf das Individuum gegründet zu sein, wird jedoch als Allgemeines gedacht, so dass sich alles Besondere auflöst. Es wird gleichgültig. Nach Hegel hebt Hegesias die Freiheit und Besonderheit des Selbstbewusstseins als oberstes Prinzip der Philosophie zwar hervor,

---

<sup>49</sup> Ebd.

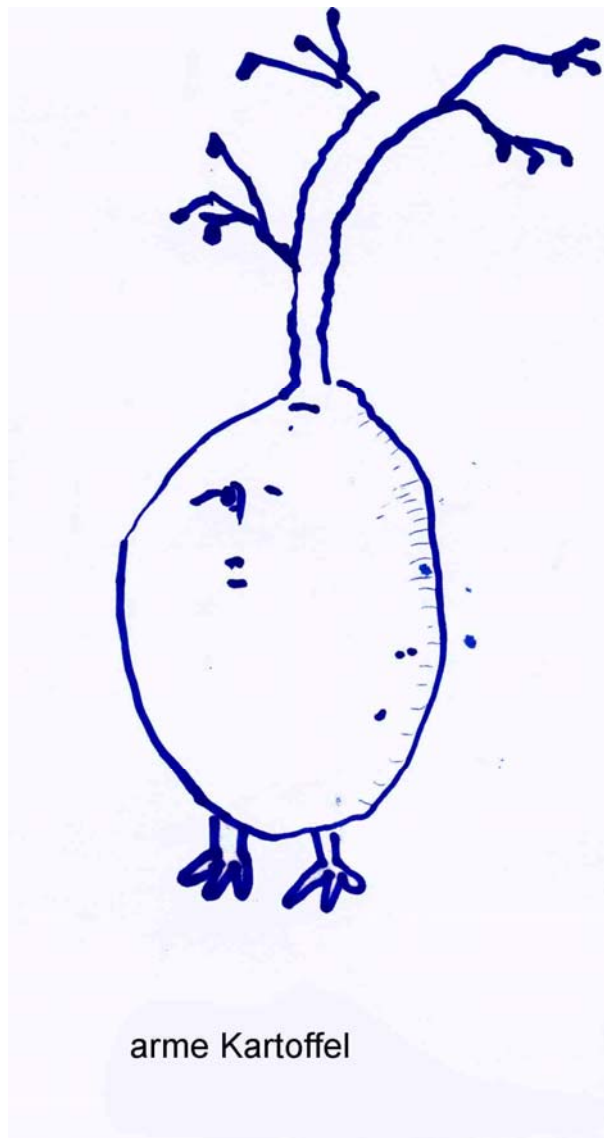
<sup>50</sup> Siehe Georg Wilhelm Friedrich Hegel – Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, in: ders., Werke in zwanzig Bänden, hrsg. v. Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Band 18, Frankfurt am Main 1979, S. 547ff.

hebt es aber im Prinzip vollkommener Gleichgültigkeit gleichzeitig wieder auf. Absolute Gleichgültigkeit gegenüber den weltlichen Dingen wie gegenüber Freud und Leid wird zum Zustand vollkommener Weisheit stilisiert.

Auf diese radikale und widersprüchliche Form der Gleichgültigkeit sieht Hegel auch die philosophischen Systeme dieser Zeit, und damit meint er Stoizismus und Epikureismus, hinauslaufen. In ihnen sieht er ein Aufgeben aller Realität und das gänzliche Insichzurückgehen des Lebens, d. h. seine Selbstaufhebung. Es wird erzählt, so nun Hegels Anekdote, dass Hegesias, der in Alexandrien lebte, das Lehren von den dort herrschenden Ptolemäern, verboten worden war. Zu viele seiner Zuhörer infizierte er mit einer solchen Gleichgültigkeit und einem entsprechenden Überdruß des Lebens, dass sie es sich schließlich nahmen. Tragisch-komischerweise lautete die einzige, verloren gegangene Schrift des Hegesias ‚Apokarteron‘, was soviel heißt wie Selbstaushungerung.

*Michael Löhr*

## Bilderwitze



*Thomas Glatz*

## Der Golem

Die Zukunft in den Schluchten der Stadt ist ausgesperrt, wenn die Security die Tür schließt um den Lärm des Ladens im Innenraum zu halten. Die Welt soll hier anders sein. Die Regeln von draußen sind suspendiert. Das Leben macht eine Rolle rückwärts und landet auf einer anderen Plattform. Die liegt nicht unbedingt höher, aber woanders. Alkohol ist hier ok und das Spiel hat das Morgen suspendiert. Rechenschaft legt man in einem anderen Leben ab. Nichts, was heute Nacht passiert, ist zu verantworten. Man baut sich eine Persönlichkeit für einen Abend, eine die zu dröhnenden Sounds und tanzenden, betrunkenen Menschen passt. Kommunikation als Puzzle aus Gimmicks. Sie müssen mit Lautstärke und Alkohol mithalten aber morgen nichts mehr bedeuten.

Man will nichts wissen über das Leben der Anderen. Es interessiert nur, was sie heute für mich sein können. Ausdruckstänzer, Geschichtenerzähler, Verhaltensorigineller, die Frau, die den Barkeeper hartnäckig beschallt, weil ihr Gin Tonic keinen Markenalkohol enthält. Bei den Preisen könne man das schon verlangen, meint sie. Ohne jeden Stil das Ganze. Überhaupt: Barkultur im Eimer, Avantgarde war gestern. Und heute: nicht mal mehr guter Gin. Man wisse ja, wo das hinführe. Am Ende könne man sich auf niemanden verlassen außer auf sich selbst. Hier, dicht gedrängt zwischen tanzenden und schwätzenden Menschen hat sie recht damit. War zwar nicht so gemeint, ist aber trotzdem wahr. Verlässlichkeit ist abweichendes Verhalten, hier am Tresen oder auf der Tanzfläche. Hier wird geboten was gut klingt und nicht zwangsläufig gut ist. Jeder weiß hier wie es läuft, ist eigentlich für Besseres geschaffen, kulturell und so. Erstes Buch und erste Ausstellung so gut wie fertig. Es fehlen schließlich nur Kleinigkeiten. Im sauerstoffarmen Lärmkessel hinter den schweren Türen verfestigen sich Luftschlösser zu massiven Architekturen, die durch den Abend tragen. Mitbauen, wenn die Gebilde schön sind, Dynamit legen, wenn man zerstören will. Auf den Trümmern der fremden Selbstdarstellungen tanzen bis sich die Reste auf der schmierigen Tanzfläche in einen Brei aus zerbrochenen Träumen verwandeln. König der Balance. Ich rutsche nie aus, forme den Schlick nach sechs Bier zu einem neuen, bastardisierten Golem, der anstatt meiner durch den Laden tobt, recycelte Geschichten aus einer neuen Welt verspritzt. Alle werden kontaminiert mit dieser neuen Patina aus der lärmenden zusammengelogenen Kapselwelt, einer Patina, die an der Haut klebt bis zur Dusche am nächsten Morgen. Verraten und verkauft derjenige, der etwas davon mitnimmt auf die Straße des beginnenden Tages, eines Tages, der nur rechte Winkel und verbindliche Abmachungen kennt.

## Klavierkonzert, mittags

Einer betritt den Raum und wird mit Applaus begrüßt.

Er schraubt den Stuhl auf die richtige Sitzhöhe, dann verschwindet er schnell.

Einer, der Flügel spielt kommt.

Eine, die geigt kommt.

Der, der den Stuhl für den, der Flügel spielt in die richtige Sitzhöhe geschraubt hat kommt und bringt einen weiteren Stuhl, dessen Sitzhöhe sich nicht verstellen lässt.

Einer, der umblättern kann, kommt und nimmt neben dem, der Flügel spielt Platz.

Der Stuhlbringer verschwindet erneut.

Nur Bach konnte spielen wie Bach.

Jetzt hebt sie zu geigen an. Der Pianist fällt begleitend ein.

Der Umblätterer beginnt vorausschauend mitzulesen.

Die Geigerin kommt aus der Geigenmeisterklasse.

Die Geigerin ist hervorragend.

Der Bach auch.

Der Umblätterer ist phänomenal.

Der Pianist gefasst und dennoch fordernd und tempoangebend.

Das grave fein und fingerfertig.

Der Umblätterer beim molto stockend, sonst vorausschauend, zurückhaltend und beim Blattwechsel zärtlich, ja fast zärtelnd.

Ein Hörgenuss.

Ein Ohrenschmaus.

Ein Ohrwaschldinér.

Bei Chopin muss man weinen.

Bei Bach beten.

Bei Cage husten und rascheln- zumindest bei 3`44".

Ein Trompeter paukt Bachtrompete.

Ein Paukist paukt Bach.

Ein Paukist paukt mit einer Bachtrompete Bach, paukt wacker, pumpummet.

Da! Das Trommelfell platzt!

Das Trommelfell schmerzt jetzt wie implodierende Celli.

Wie ein Steinway, der vor einer roten Ampel steht und angehupt wird.

Wie ein Platzwart, der auf einer dichtumfahrenen Verkehrsinsel auf seinem Rasenmäher sitzt und Tulpenköpfe köpft, dann seinen Schallschutzkopfhörer abnimmt und leise sagt .....

Doch ich schweife ab.

Applaus setzt ein.

Klavierspieler ab.

Stehgeigerin ab.

Umblätterer ab.

Musik verfliegt. Der Flügel bleibt stehen.

Auch Klavierstuhl und Notenständer, ja selbst den Umblättererstuhl lässt man noch auf der Bühne als man geht.

*Thomas Glatz*

## Krise der anthropozentrischen Perspektive

*Oder wie unser Viertel ein neues Hochregallager bekam*

Seit Anfang des Monats befand sich mein Arbeitsplatz mitten in der Stadt. Gar nicht weit von unserer Wohnung war ich in einem kleinen Forschungsinstitut untergekommen. Eine gute Entscheidung, das fand auch meine Frau. Ich konnte zu Fuß zur Arbeit gehen und die Mittagspause für kleinere Besorgungen nutzen. Mir war zwar immer noch nicht klar, was in der Einrichtung eigentlich genau gemacht wurde, aber das hoffte ich während der Schonfrist, die Neuankömmlingen naturgemäß eingeräumt wird, schon noch herauszufinden. Die Woche hatte ruhig begonnen, die Stimmung im Institut war gut, hatte man doch einen größeren Forschungsauftrag der Regierung an Land gezogen, der das Auskommen und die Arbeitsplätze über dieses Jahr hinaus sicherte. Gegen Mittag kam dennoch Unruhe auf. Mein Büro lag nicht unbedingt in der Nähe des sozialen Gravitationspunktes der Einrichtung, trotzdem erreichten mich Gerüchte über skandalöse Verhaltensabweichungen von Kollegen. Abweichungen, die wohl die Aufmerksamkeit unserer Schichtleiterin Erika Mommsen auf sich gezogen hatten.

Mir kam das nicht gelegen. Ich brauche eine regelmäßige Kalorienzufuhr, sonst trübt sich meine Stimmung ein. Dementsprechend exakt getaktet war mein Mittagessensritual in den Imbissläden der Umgebung. An diesem Tag sah es nach Verschiebung aus. Interesse an den Irritationen des Teams war zu heucheln. Das ist wichtig, insbesondere dann, wenn man noch neu ist. Es gab offensichtlich Probleme mit den Mondflügen. Erika hatte von einem unregistrierten Start erfahren. Ein Problem, das im Zweifelsfall bei ihr als Chefin vom Dienst hängen blieb.

Es gab das Gerücht, dass Annegrit, eine gute Freundin meiner Frau, angeblich den Institutspiloten bezirzt habe, um den Trabanten persönlich in Augenschein nehmen zu können. Klang plausibel, machte meine Position aber kaum gemüthlicher. Es war aber erst zu klären, ob wir es mit einem realen Start zu tun hatten. Das Institut simulierte 98,3% seiner Mondmissionen aus Kostengründen am Rechner, so viel hatte ich schon mitbekommen. Die extrapolierten Forschungsergebnisse waren ganz ordentlich, und alle freuten sich wie in echt. In den fleißig publizierten Berichten stand die Unterscheidung im Kleingedruckten, und niemand störte sich daran. Im konkreten Fall schien es sich dann doch um einen Rechnerstart zu handeln, ungeplant, aber simuliert. Das Raumshuttle stand jedenfalls noch in der Institutsgarage, wie der eilends von Erika zur Überprüfung geschickte Siggie versicherte. Auch Jürgen war nicht aufzutreiben. Der Institutspilot hatte sein Smartphone ausgeschaltet und reagierte auch nicht auf E-Mails. Er hatte seinen freien Tag, was an sich ja die besten Rahmenbedingungen für ungenehmigte Extratouren bietet.

Trotzdem war die Stimmung irritierend aufgeheizt. Mir schien das ein Problem mit der Spontaneität der ganzen Aktion zu sein. Niemand hatte so recht damit gerechnet, niemand hatte die Gelegenheit gehabt, sich auf den erhebenden Augenblick des Countdowns zu freuen und befriedigt den



erfolgreichen Start zur Kenntnis zu nehmen. Unser gestandenes Fachpersonal war auch auf die simulierten Flüge recht stolz. Es gab immer Sekt, nachdem das Shuttle die Umlaufbahn erreicht hatte, eine Einrichtung, die mir als Neuem die Möglichkeit für informelle Gespräche mit den Kollegen bot. Heute schien aber nicht der mangelnde Planungshorizont das Problem, sondern ein unbekanntes akustisches Signal, das der Leitstand hereinbekam. Große Aufregung, aber dann doch schnelle Klärung. Menschliche Quellen konnten genauso ausgeschlossen werden wie natürliche. Offensichtlich hatte die virtuelle Mondfahrt ein strukturiertes extraterrestrisches Signal aufgefangen. Boris, unser technischer Linguist, hackte schon interessiert auf sein Laptop ein. Ich ging dann doch erst einmal Essen. Offensichtlich konnte ich für keine der aktuellen Entwicklungen verantwortlich gemacht werden, weder im positiven, noch im negativen Sinn. So gesehen war der Gang zur Würstchenbude kein Fehler.

Bei meiner Rückkehr in ein aufgeregtes Büro hatte Boris schon erste Ergebnisse vorzuweisen. Seiner Meinung nach waren die nur schwer zu ertragenden Geräusche nur eine Codierung für eine optische Botschaft. Umgesetzt in ein HD-Fernsehsignal handelte es sich eindeutig um einen Zusammenschnitt „Best of 70er Jahre Fernsehen“, ergänzt um eine Lagebeschreibung eines Planeten in unserer Galaxis. Etwas spröde für eine Erstkontaktaufnahme. Doch mit dieser Meinung stand ich recht allein da und fühlte mich unter lauter aufgeregten Kollegen ein wenig abseits. Ich ging schließlich früher nach Hause, um das sommerliche Wetter noch ein bisschen zu genießen.

In meiner Verlorenheit ließ ich mich gern von Jeff begleiten. Er verbreitet auf angenehme Weise eine Aura von Kompetenz, die intuitiv zur Aufgabe jedweder Form von Verantwortungsgefühl verleitet. Im konkreten Fall ein nützlicher Prozess, denn wir konnten recht schnell feststellen, dass unser bayerischer Himmel sein typisches Aussehen komplett verändert hatte. Statt der üblichen sommerlichen Kumuluswolken vor blauem Hintergrund konnten wir ein Szenario bestaunen, das banale landschaftliche Szenen aus dem Hinterland von Oberbayern abbildete. Der ganze Himmel war bedeckt mit Projektionen von Kulissen, vergleichbar denen eines kleinen Bauerntheaters. Ich glaubte, den Königssee und den Watzmann zu erkennen, war mir aber angesichts der etwas verschlierten Ausführung des Ganzen nicht sicher. Das akustische Signal aus dem All schien kein exklusiver Informationshappen des Instituts mehr zu sein.

Zu Hause angekommen, berichtete meine Frau von hektischer Berichterstattung über das Phänomen und dass es sich offenbar um neue Verbreitungsformen eines Privatsenders aus der Region handele, denn in Hannover wäre beispielsweise die banalisierte Version der norddeutschen Tiefebene zu sehen. Wir klärten sie auf, bevor sie zu einer Medienschelke ansetzen konnte. Jeff führte uns auf angenehme Weise durch den Nachmittag, auch wenn wir seine Thesen eines neuen und positiven Zeitalters für die gesamte Menschheit nicht teilten. Der mitlaufende Fernseher verbreitete Unruhe. Das weltweite Auftreten der Himmelsmanipulation konnte letztlich doch nicht mit der These von neuen Werbefeldzügen der Privatwirtschaft erklärt werden. Zudem sorgte eine Entdeckung in unserem geliebten Parkettboden für neue Aufregung.

Jeff war auf dem Weg zu einer neuen Flasche Wein über eine kleine Erhebung gestolpert, die sich als eine im Boden eingelassene Steckdose eher originellen Aussehens erwies. Er fand – bewaffnet mit

einem neuen Glas Wein und einem Messgerät - schnell heraus, dass es sich hier offensichtlich um einen üblichen Zugang zu europäischem Wechselstrom handelte. Eine gewagte These angesichts der Form der Dose und deren komplett unerklärlicher Entstehung. Jeffs weltgewandter Ansatz zielte in Richtung einer Validierung durch Anschluss eines handelsüblichen Elektrogeräts. Meine Frau fand, dass in dieser Situation das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden sei und in unserer Wohnzimmerwand von je her ein Befestigungsloch für das von der Großmutter geerbte Bild fehle. Wir setzten für die Tests auf ein unbenutztes Werbegeschenk unseres Internetanbieters, davon ausgehend, dass ein Schaden an dieser Bohrmaschine auch kein Verlust sei.

Das erwies sich als klar aus der falschen Perspektive gedacht. Anschluss und Inbetriebnahme des Geräts waren kein Problem. Nur das Setzen eines seriösen Bohrlochs ging nicht ohne signifikante Zwischenfälle von der Hand. Die Maschine drang durch die Wand wie durch Butter, und Jeff fiel mit dem Gerät in das dahinter liegende Schafzimmer, einen Durchbruch von zwei auf zwei Meter hinterlassend. Die Verschönerungsaktion hatte uns ein Erklärungsproblem gegenüber dem Vermieter und einen zerknirschten Jeff beschert, der bei seiner Haftpflichtversicherung telefonisch nicht durchkam, um die rechtlichen Details bei Unfällen mit außerirdischem Strom zu klären. Wir kamen schließlich überein, Details morgen auf der Arbeit zu besprechen und die Sache für heute auf sich beruhen zu lassen. Meine Frau war an sich ganz angetan von der Entwicklung. Abgesehen vom angefallenen Staub erwies sie sich als echter Anhänger der zufällig entstandenen Großraumkonzeption, und außerdem, so versicherte sie, ließe sich mit den herausgebrochenen Ziegeln auch ein Bücherregal bauen.

Der nächste Tag begann mit beunruhigenden Berichten über den Verlust von Eisen und Stahl aus diversen Großapparaturen im gesamten Bundesgebiet. Besonders die Eisenbahn berichtete über erhebliche Verspätungen, noch bevor ich im Büro angekommen war. Mittags hatte sie ein Drittel ihres Schienennetzes und einen erklecklichen Teil ihrer Großaggregate verloren, und Erklärungsansätze waren rar. Boris empfing noch immer Signale aus dem All, die jetzt vor allem Samples aus Liebesfilmen lieferten, und hatte diese Information schon an das Bundesamt für Strahlenschutz oder eine andere Behörde weitergeleitet. Unsere Mondfähre war von ihrem simulierten Flug nicht zurückgekehrt. Der Rechner hatte den Verlust von Stahlkomponenten mitberechnet und das Gefährt abstürzen lassen. Wir schickten den Hausmeister, um das Original in der Garage zu sprengen.

Die Stimmung bei meinem Aufbruch nach Hause war ein wenig unübersichtlich. Viele Menschen waren unterwegs, ziellose Evakuierungsversuche in Autos, denen Teile der Karosserie fehlten. Die Bebauungsstruktur im Viertel hatte sich im Laufe des Tages verändert. Neben unserem Haus fehlten zwei Wohnblöcke. Auf diesem Areal fand sich ein Hochregallager, in dem Unmengen von Eisenteilen eingelagert waren. Sendungen im Rundfunk schätzten die Bauhöhe auf einen Kilometer. Meine Frau behauptete, die Häuser auf dem Grundstück seien am Vormittag abgeholt worden, von einem Traktorstrahl oder etwas ähnlichem.

Das Planungsreferat war nicht erreichbar. Ich war mir sicher, dass wir uns ein Domizil in einem reinen Wohngebiet ausgesucht hatten und dass eine Logistikeinrichtung dieser Größe jenseits des verabschiedeten Bebauungsplans lag. Wir hatten einen etwas ungemütlichen Abend. Einerseits

konnten wir jetzt vom Bett aus Fernsehen – etwas, das wir seit unseren Studententagen nicht mehr getan hatten – andererseits lief auf fast allen Kanälen hektisches Katastrophengebrabbel, und einige Sender zeigten gar kein Programm mehr. Wir griffen auf einen amerikanischen Science Fiction aus dem Internet zurück, erfüllt von der Sorge, dass die Anlieferungen für das Hochregallager uns nur allzu früh aus dem Schlaf reißen würden.

Jeff hatte am nächsten Morgen schlechte Nachrichten für mich. Seine Versicherung habe an sich kein Problem bei Unfällen mit Alienstrom, nur leider lägen im Moment etwas zu viele ähnlich gelagerte Fälle vor. Er könne von einer Insolvenz der Gesellschaft ausgehen und auch von einer Krise des Haftpflichtkonzepts an sich. Es gebe im Moment ein paar Vorgänge mit Unklarheiten in der Kausalitätskette. Außerdem sei die wissenschaftliche Konferenz für den kommenden Tag, auf die ich mich so gefreut hatte, abgesagt worden. Die Bahn habe ihren Betrieb wegen Totalverlust von Schienen und Waggons eingestellt.

Meine Frau behauptete, telefonisch über die Änderung meiner Pläne informiert, sie habe ein paar Verkleidungsteile von ICE's im Hochregallager gesehen. Außerdem jede Menge Gleise. Von Anlieferungslärm sei allerdings keine Rede. Ich beschloss, den Nachmittag mit Jeff bei uns zu verbringen - die Arbeitsmoral im Institut ließ ohnehin zu wünschen übrig. Boris begleitete uns. Er hatte eine Weiterleitung seines Signals an irgendein Amt eingerichtet und fand arbeitstechnisch keine rechte Anschlussfähigkeit. Ein paar gute Flaschen Chardonnay brachten uns durch einen Nachmittag des Kartenspiels und Debattierens. Boris und Jeff schafften es letztlich nicht mehr nach Hause und teilten sich den Platz im Gästezimmer.

Der nächste Morgen startete mit ungemütlicher Lärmbelästigung. Es war nicht das Hochregallager und der unterstellte Lieferverkehr, sondern ein riesiges Kreissägeblatt, das sich durch die zunehmenden Freiflächen im Viertel arbeitete und auf unser Haus zukam. Flucht schien wenig sinnvoll. So wurden wir Zeugen, wie unser Heim sorgfältig ausgeschnitten und auf einer riesigen Halde mit Gebäuden platziert wurde. Eine genaue Verortung des neuen Standorts war uns nicht möglich. Nach dem Frühstück versuchten wir uns an einer Orientierung mit Hilfe von Feldstecher und Nachrichtensendungen. Wir scheinen uns noch immer in Oberbayern zu befinden. Vor der Alpenkette ragen Türme von Hochregallagern aus den unbesiedelten Flächen. Größere Mengen Stahl, Aluminium, Glas, Beton, Holz oder Plastik finden sich nicht mehr jenseits der Häuserhaufen. Im Fernsehen schwadroniert ein Psychologe aus einem improvisierten Fernsehstudio etwas von Aliens mit einem offensichtlichen Sortierzwang. Wir sitzen in einem der hoch gestapelten Reservate einer neuen Ordnung. Jeff und Boris können nicht mehr nach Hause. Noch hat sich in dem Gebäudestapel niemand orientiert.

Wir hätten es schlechter treffen können. Mit den beiden befinden wir uns in guter Gesellschaft, und daran, Filme vom Bett aus zu sehen, haben wir uns gerne wieder gewöhnt. Für Jeff und Boris ist es etwas härter. Sie vermissen ihre Frauen und haben wenig Platz im Gästezimmer. Vielleicht können wir im Haus über uns noch einen Fernseher mit Internetanschluss gegen die Werbebohrmaschine tauschen.

# Kommunikationsversuche VIII



Berlin (DE), 2010  
 Mérida (MX), 2010  
 Donaumoos (DE), 2010  
 Memmingen (DE), 2010  
 Friedrichsdorf (DE), 2010



Thomas Glatz

## Luftschlösser baut man nicht im Hades, mon chérie

Eine Wolke hängt penetrant an einem Flugzeug, flapsig ordnen sich weitere Wolken wie das stramme Bolschoi-Ballett hinten an. Kann man sagen was man mag, die Natur stellt die besten Designer. Eine schweißgebadete Sonne legt sich auf 50 Schläuche, die Schwefel in die obere Atmosphäre pumpen, um die globale Durchschnittstemperatur um zwei Grad zu senken. Vulkane machen vor wie das geht.<sup>51</sup>

*Unerwartet. Lang ist es hin bis zu einem ‚Peine perdu‘*

Chantal füllt mit ihrer pfirsichfarbenen Präsenz die sonnendurchflutete Schrebergartenanlage. Ihre hohen Kohlendioxid-Emissionen bei ihrer dekadenten Körperpflege führten zu dem Aufenthalt. Dem sozial verbreiteten Phänomen der Verschwendungssucht an Ressourcen musste Einhalt geboten werden, darum entführte ein ominöses Kommando sie aus ihrem prunkvollen Stadtpalais im 7. Pariser Arrondissement. Moralische Umerziehungsmaßnahme. Zu ihren Füßen die Charlotta-Magnolie, die für einen künftigen mit Donner und Blitz zu erwartenden, andauernden Niedergang steht. Das hier war der Hades, den sie nur aus Opéra Bastille-Inszenierungen kannte. Daneben ‚fleißiges Lieschen‘, die Pflanze für den schmerzlichen Wiederaufbau. Chantal, ehemalige Präsidentengattin lässt sich von den britischen Maler David Hockney auf dem iPad porträtieren. Er bevorzugt mittlerweile die Touch screen-Leinwand, da die Finger sauber bleiben und er sich nicht beim Öffnen von Acrylflaschen wie an kantigen Türklingen schneidet. Überflüssiger Plunder, wie CD-Verpackungen, die so verschweißt sind, dass sie die Hand beim Aufrupfen abtrennen. Der Maler schiebt Chantales Taftkleid im Schritt immer weiter nach oben, da diese vor Vitalität berstenden Schenkelkomponenten ja ihre wahre Persönlichkeit ausmachten. Außerdem benötigt er für seine Kunst eine nervöse Grundtönung, deren Reize sofort die Abkürzung ins Gehirn nehmen und Ideen ausschütten. Chantal plagt Migräne. War sie doch in ihrem Palais vor einiger Zeit noch die trotzige Antwort auf Alltagskultur und billigen Firlefanz, da sie mit ihrer makellosen Schönheit jeden in die Parallelwirklichkeit der hedonistischen Glücksversprechen lockte. Der Maler murmelt, dass die Gnädigste wohl mit der Migräne an ihrer Vergänglichkeit leide. Dieser Schmerz sei der Preis, der für die Lust des Lebens zu bezahlen ist, seufzt er maliziös hinterher. Er ist in gleicher Weise, wie dies die Lust zu leben ist, Bestandteil einer erfüllten Existenz, und so ist er einzugliedern in die Kohärenz des Selbst.<sup>52</sup> Der Maler mochte gerade diesen Moment wenn die Gnädigste am meisten litt, das Glück nicht mehr synchron an ihren Wohlstand gebunden und das Spiel mit ihrer Lust schon lang eine unberechenbare, unzuverlässige Komponente war. Wenn die Gnädigste den Maler enragiert anbellte, warum er sie eigentlich male, er sehe ja selbst, das Fleisch werfe Falten, dabei zog sie an ihrem molligen Bauch und den massigen Oberarmen. Sie habe auf nichts mehr Lust. Hier gibt's keinen Osietra-Caviar, das sei ja kein Leben. Sie verlange nach einem Entenconfit und nicht nach so einer geschmacklosen Hühnersuppe wie heute morgen. Und er fingere da auf seinen iPad herum, den Bademantel weit geöffnet und mache sinnlose Bilder, während in seinen Augen immer noch animalische Passion funkle, obwohl es für ihn schon lange zu spät ist sei. Sie sei keine Leda, er

<sup>51</sup> Max Rauner, in: Die Zeit, Zeit Wissen, Februar/März 2012, S. 87.

<sup>52</sup> Wilhelm Schmid – Schönes Leben?, Frankfurt am Main, Suhrkamp 2005, S. 61.

sei nur ein triebischer alter Schwan. ‚Gnädigste‘, der Maler fährt mit seiner karamelisierten Stimme fort, ‚sind Sie mir doch so ein unverzichtbarer Teil des Universums, sogar Epiktet würde mir zustimmen. Ich bin doch bei Ihnen, weil unsere zufällige Begegnung so schön wie ein Regenschirm und eine Nähmaschine auf einem Seziertisch ist.‘<sup>53</sup> ‚Gnädigste‘, der Maler wird nun frech, Lebenskraft kreiselt wie Ahornsamen, der sich als ein pflanzlicher Schmetterling entpuppt, durch die Luft, der Morgenrock klafft herausfordernd auf und sein Gesicht bläht sich wie bei Kokoschka wenn er der umtriebigen Alma Mahler nachstieg. ‚Sie sind doch Teil einer Installation. Da bedient man sich ‚selbstabbauender‘ Materialien, da klar ist, dass sie nach Ende der Ausstellung ohnehin als nutzlose Relikte der Vergangenheit aus der Galerie entfernt werden, um Platz für weitere Ausstellungsobjekte zu schaffen.‘<sup>54</sup>

### *Blumenarrangements haben es besser*

Sie sei wie ein spaliertes, top-veredeltes Birnengewächs. Chantal, die alle Männer doch zu jeder Jahreszeit zum Austreiben zartgrünen Laubes antreibt, stellt kleinlaut fest, dass sie nun in einer Strafkolonie gefangen ist. Eine, die sich Kafka nicht schöner hätte erfinden können. Aus den pomponförmigen Blüten exotischer Pflanzen tönen zweideutige Geräusche und dramatisch spitze Schreie sowie eine Serie von unbehaglichen Sätzen. Der Schrebergartenpfleger Schorsch Kamerun, sicherte sich die Rechte für diese Dramaturgie.<sup>55</sup> Die Schöne musste ihr Goldlackambiente gegen purpurgetönte wurmstichige Tage eintauschen. Früher war sie ja auch nicht abgeneigt räkelnd, nackt auf Betten fotografiert zu werden. Nun könne sie ja mal was nützliches tun und Ausdauer mit Posing für hochkarätige Malerei als Äquivalent zu ihrer Genussucht einsetzen. Gleich werde sie als kleine Meerjungfrau auf dem ‚Anti Colonial Chair‘ in der Plastikschaale sitzen. Ihre Restpostenstatur in Auktionshäusern nähme dann wieder Gewinnfahrt auf und die Einnahmen kämen guten Zwecken zu.

Die ehemals mondäne, dem freien Lebensstil zugehörige Chantal starrt mit scheidendünnen Lippen, die so metaphysisch aufgeladen wie Barnett Newmans oder Mark Rothkos Malerei sind. Darunter vibrierend eine Katastrophe. Dahlien und Cannas mit Bambus und Begonien legen sich sorgsam gepflegt in die Mittagssonne und zwischen den Terracotta-Gefäßen leuchtet eine Medici-Urne, die Reste ihrer im Einsatz sich aufopfernden Liebhaber aufbewahrt. Sieht sie zur Urne, meint sie trotz der feinsten Variationen der Sonne, im staubigen und kahlen Ambiente zu stehen. Der Maler ist froh seine Factory gegen den reizenden Garten eingetauscht zu haben. Außerdem fand er die Idee reizvoll, als er sich darum bewarb, über mehrere Monate ein und dieselbe Madame Chantal in allen Posen in der freien Natur zu malen. Das hatte etwas von Monet mit seiner Seerosenserie. Mit dem Unterschied, dass er Madame von allen Seiten inspizieren durfte.

---

<sup>53</sup> Lautrémont, Lieblingsdichter der Surrealisten.

<sup>54</sup> Zygmunt Baumann – *Wir Überlebenskünstler*, Frankfurt am Main, Suhrkamp 2010, S. 90.

<sup>55</sup> Janet Cardiff & George Bures Miller – *Werke aus der Sammlung Goetz*. In *The Paradise Institute* (2001), München, Haus der Kunst 2012.

*Post-Flower-Power*

Mit Gartenschere und einem handbetriebenen Spindelmäher, lautlosem Gartengerät, durchquert ein kraushaariger, fahlgesichtiger Mann, Spekulant Gabriel D. ein Lupinenfeld. Unfreiwillig. Bitterböse Flüche ausspuckend. Kniend wird hiermit Trägheit und stumpfe Faulenzerei ausgemerzt. Ein moderner Ignatius de Loyola, der zu Exerzitien gezwungen wird. Schorsch Kamerun sieht von seinem Hochsitz auf das Männlein und als er dessen Flüche hört, blättert er behaglich seinen Comic um. Dagobert Duck faucht, während er auf einen Baum einschlägt: ‚Du vermaledeite Fichte, du verflixte! Ich hab's ja so satt! Was würde ich darum geben endlich wieder in einer normalen, verrückten Großstadt zu leben!‘<sup>56</sup> Leise schmiegt sich Schorsch's Kichern an die beschimpften Bäume unter ihm wie eine schnurrende Katzenpfote an. Das Manipulieren der Börsennachrichten, die desolaten Rohstoffinvestitionen, die Sparer in Verdruss brachten, werden nun bestraft. Der Spekulant Gabriel D. wurde aufgrund seines überheblichen Materialismus zu Strafarbeit verurteilt und soll jetzt nun mal mehrere Monate Arbeitsdienst verrichten. Der theaterengagierte, mit historischen Punk-Schmuck in seiner Vita versehen, Schorsch K. ließ sich von Henrik Ibsens ‚John Gabriel Borkman‘ inspirieren.<sup>57</sup> Da Schorsch K. schwache Charakterzüge bei dem Spekulanten erschloss, der nicht mal der Form halber zerknirscht war, als seine machthungrigen Spekulationsgeschäfte bekannt wurden, musste er nachhelfen. So wurde Spekulant G. mit seinem ehemaligen Luxusdasein in Florida, wo er auch mal mit Chantal das ein oder andere Plantschkonzert am Pazifik erlebte, nun ein gefangener Novize für Gartenkultur.

Sobald der Gefangene wie ein Mädchen zu wimmern beginnt, schmunzelt der theateraffine Hochsitzpassionist unbeeindruckt und empfiehlt, dass er ja auch in Siegburg einsitzen könne. Sicher erwarten jugendliche hierarchiegläubige Zuhälter sein Erscheinen ganz ungestüm. In diesem niedlichen Botanikum wäre er hingegen geschützter, als in so einem unpersönlichen Gefängnis Komplex.<sup>58</sup>

Diese Strafmaßnahme sei schon aus humanitären Gründen gerechtfertigt. Er sei hier übrigens auch ein Teil von Kunst. Mal was Sinnvolles. Spekulant Gabriel, dessen Kunstsinn wie grauer Industrielack dahin schimmelt, überlegt verbissen, ob nicht doch seine Lage durch ein Gedicht, ein Tralala-Liedchen, oder ein paar Materialschlachtbilder zu ändern wäre. Diese Chinesen und Lateinamerikaner ließen sich mal festnehmen, bekamen Hausarrest, bloggten rund um die Welt, dass das System wieder böse, böse sei, fotografierten eifrig ihre abgeschlagenen Nasen, ihre Gedichten schnaubten natürlich den Hauch der Einzigartigkeit und beflissen wurde ihnen sofort Exil in komfortablen Ländern gewährt.

*Maßstabstreue Ruhe, unerfreulicherweise nicht gehüllt ins Kleid der Reue*

Der Spekulant mit dem verschwitzten Bank of Credit and Commerce International BCCI-T-Shirt jammert. Flucht ausweglos. Von Konkursverwalter Schorsch K. zum Verbleib in dem Schrebergarten

---

<sup>56</sup> Walt Disney Lustiges Taschenbuch. LTB 418. ...Ferien. Ein rabiater Onkel, S. 482.

<sup>57</sup> Ibsen schrieb ‚John Gabriel Borkmann‘ 1896 in Kristiania. Das Stück enthält teilweise Stoff, der Ibsen ein ganzes Menschenalter zuvor zu Ohren gekommen war. In den 50er Jahren wurde gegen einen höheren Offizier in Kristiania ein Verfahren wegen Betrug eingeleitet. Er wurde schuldig gesprochen und zu vier Jahren Gefängnis und Strafarbeit verurteilt. Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis isolierte er sich über die Jahre hinweg völlig, er soll nicht einmal mit seiner Frau gesprochen haben. Siehe Jens-Morten Hanssen – ibsen.net, 22.10.2001.

<sup>58</sup> Siehe [http://de.wikipedia.org/wiki/Justizvollzugsanstalt\\_Siegburg](http://de.wikipedia.org/wiki/Justizvollzugsanstalt_Siegburg).

gezwungen. Seine fatalen Neigungen zu Versprechungen, Beteiligungen, Erosüberschuss kann er so nicht ausleben. Hier führt Schorsch K. ein furchtloses Dirigat, er besitzt Nerven aus Stahl, lässt sich auch nicht von der überheblichen Ex-First-Lady Chantal bezirzen. Er gibt mit herausfordernd lässigen Groove Anweisungen, dass an den Schneeglöckchenrabatten behutsam, mucksmäuschenstill entlang zu schneiden sei, da sie hier am höchsten Punkt des Gartens bestens in unbehelligter Umgebung gedeihen. Lange Pausen seien nicht geplant, da, sobald das Licht weicher wird, scharenweise Vögel, vorzugsweise Krähen in den Garten kommen und bei seinem dünnen Leibchen wäre es ja kein Wunder wenn sich da eine auf ihn stürzt. So wie er doch früher ein inniges Verhältnis zu seinen Konkurbinen, den Waffenhändlern, den Sultanen und Scheichs und der Krone der Schöpfung der bösen Taten hatte, solle er doch nun ein wenig über Ordo Amoris lernen.<sup>59</sup>

Neben emporschießenden Pflanzensilhouetten, unregelmäßigen Bändern mit Stechpalmen, setzt der gnädigsten Chantal noch folternder Trigenimusschmerz zu. Außerdem muss sie sich demnächst als weitere Bildidee an eine glänzendgrüne Esskastanie klammern, wovon der Maler schon jetzt begeistert ist und sie mit billigen Witzchen anspricht.

Der Spekulant robbt auf dem das Gemeine verschlingenden Argenteum-Moos entlang und schneidet blindwütig vor sich hin. Der schlaksige Schorsch K. drohte ihm lächelnd, dass nachlassender Arbeits-einsatz ihn hinter zu den Dünen führen kann. Die dienten ja früher als Deponie für Pflanzenabfälle. Heute habe sich dazu noch einiges Ungeziefer kultiviert.

#### *Alles meins. Wasserspiele*

Über dem gefangenen Gartenpfleger spannt sich eine atmungsaktive Glasglocke, die spinnennetzartig filigran dekoriert ist. Der von Otto Frei angeregte Spinnenbau en miniature sollte mit Olympiastadion-design symbolisch zu Wettkämpfen herausfordern. Aktuell, dass das Gras **arbeitsam** und sorgsam wie von der chinesischen iPad-Fertigungsarmee geschnitten wird. In der Glasglocke herrschen drei computergesteuerte Klimazonen: wechselfeucht, gemäßigt (sehr selten) und tropisch. So wie der Spekulant früher seine Untergebenen stundenweise wechselte, in seinen Cottage-Garten zynisch-heiter Singapur-Anleihen, Schneeballsysteme und glänzendes Hedgefond-Managing etc. beschied und dabei seine nackten Kicker-Spielerinnen neben einer Anselm Kiefer-Buchengruppe nach Bedarf zerzauste. Danach führte er sie weiter zu einer Skulptur mit Coanada-Effekt im Serpent Garden. Dieser bewirkt, dass Wasser an der Unterseite von glatten, konvexen Oberflächen ‚klebt‘ als unterläge es nicht der Schwerkraft. Da bat er dann seine nackten Kickerspielerinnen sich wie eine Doppelhelix ins Wasser zu legen, er fuhr mit seinen Fingerspitzen den Kaskaden der Körper entlang und visionierte neue Perspektiven der Finanzwelt. Jede Körperpartie stand für ihn als Durchbruch der Evolution und alles war sein Besitz. Ganz benebelt von seiner Eitelkeit und den selbstsüchtigen Gedanken ließ er sich von dämmriger Schwerkraft in das ‚Schwarze Loch‘, the black hole garden, ziehen. Als hätten Terry Gilliam, Cronenberg und Lynch das Drehbuch für einen Film-Meilenstein verfasst, wo in seinem Gehirn

---

<sup>59</sup> Max Scheler – Ordo Amoris, die ‚Ordnung der Liebe‘. Schriften aus dem Nachlass, Bd. 1, Bern, München Francke Verlag 1957, Seite 438 f.



von einer Wand zur nächsten geskatet wurde. Entsetzt zappelt er nun wie ein Schwein, das nur nachlässig exekutiert wurde.

### *Gemeinsam gegen Kurzatmigkeit der Welt*

Neben der Glasglocke spaziert in Jagdanzüge gehüllt ein Chor von Metzgern und Braumeistern. Gerhard Polt geht mit raumumgreifenden Schritten betont ruhig neben dem vor Stolz schwellenden Chor, der eigentlich nur Atmen muss, besser gesagt eurythmische Atemübungen ausströmt, damit Bauch und Kehlkopf in der Balance sind. Der Chor so gesammelt wie von Ferdinand Hodler gemalt. Regungslos die Luft. Schlichte Ruhe, die ansteckend wirkt. Der Chor atmet und Einzelnen ist das Atmen so beschwerlich, auch so ungeübt, dass sich kleine Pfützen am Kinn oder den Krawatten sammeln. Atmen, das mit Geraune sich bald zu einem einzigen Ton formiert und wie eine außerirdische Sehnsuchtsmaschine in die latent soziophobe, psychotische Welt, gegen ihre kleinen schmutzigen Filmchen ohne Effekthascherei sich stellt. Diese Leute bringen etwas mit, was anderen vielleicht mehr und mehr abgeht, zumindest auf der Ebene des Einzeltons: Artikuliertheit.<sup>60</sup> Gerhard Polt schaut den gefangenen Gartenpfleger mit seinem putzigen Puppenstubenscherchen unbewegt, ohne Minenspiel durch die Glasglocke an und legt seine Arme um die Festigungsstäbe, als wolle er sie wie Spaghetti auswringen. Er singt los: ‚Kartoffeln!‘. Und noch mal: ‚Kartoffeln!‘ Das reicht noch nicht. ‚Kartoffeln‘. Er stiert weiter in die Glasglocke und erlöst im finalen Ausruf ‚Zucchini-Rigatoni‘. ‚Subito‘, setzt er leicht gellend nach.<sup>61</sup> Völlig sinnlos, aber Bestandteil der Poltschen Performance, die er unbeeindruckt von First Ladies, afrikanischen Fantasiestaaten oder bayerischen Zahnarztgattinnen aufführt.

### *Pflicht anerkennende erwartungsvolle Finsterlinge*

Schorsch K. schmunzelt verträumt am Hochsitz, die Poltschen Atemtöne wirken noch wie einshampooniert nach. Bald würde auch seine Ablöse zum Hochsitz kommen. Film-Bösewicht Udo Kier, der für diese Security-Aufgabe sogar sein Hollywood-Anwesen mit seiner Baccara-Vasen- und Guvenchy-Krawattensammlung verlässt. Dazu ist er ein leidenschaftlicher Gärtner, der seinen Blumen und Schmetterlingen Namen gibt und so für den Gefangenen Gabriel D. zum Berater werden kann. Damit dieser mit viel Fantasie seine Osteoporose-Beschwerden beim Knien, Jäten und Gärtnern ignorieren lernt und die laut tönende umgebende Instant City mit ihren Zumutungen durch seine Gartentätigkeit in ein scheues Geheimnis verwandelt. Außerdem ist Kier der Richtige für die Clausewitz-Strategie. Er kann den Gegner, den Spekulanten Gabriel D. psychisch soweit irritieren, dass er sich vor nervöser Hyperaktivität den Finger abschneidet oder angsterfüllt kritiklos seine Arbeit fortsetzt. Außerdem ist es sicher lohnenswert die ehemalige ‚hottest first lady on earth‘ hüllenlos mit dem iPad-Snob anzutreffen. Fürs Luftschlösser bauen war der Film-Bösewicht nicht bestellt. Schmeicheleien bestraft er mit den Sturz in den Styx und boshaft wird er den Fährmann geben.

### *Miss Harmlos*

---

<sup>60</sup> Diedrich Diederichsen – Willkürlich und anlassfrei zusammengestellt, in: Spex. Mai/Juni 2012, S. 110.

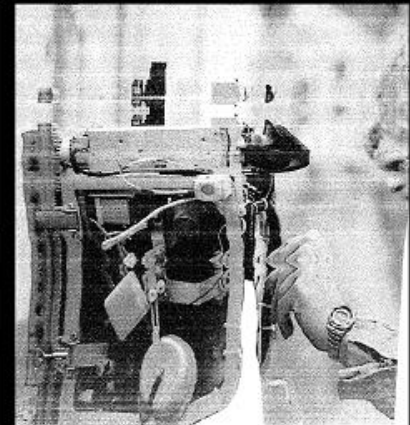
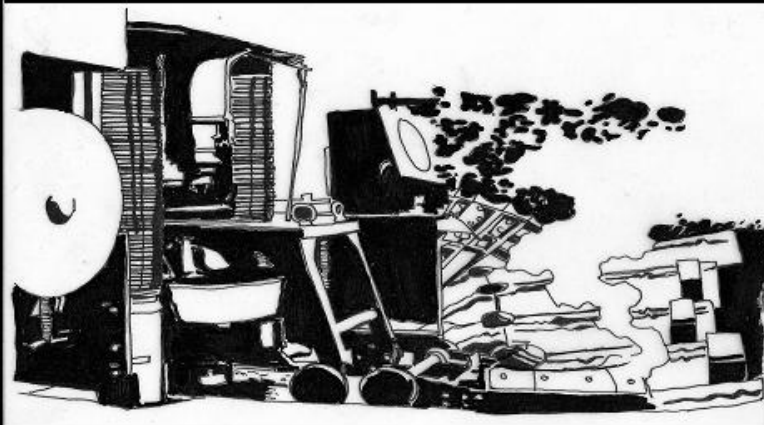
<sup>61</sup> Gerd Holzheimer – Polt, München, Langen Müller 2012, S. 111.

# ZITAT APPARAT

Gegeben sei  
ein schwarzes Ding, ein nicht  
zu beschreibender Vorgang,  
eine wirre Wolke von Signalen,  
die auf etwas trifft, das  
*genauso gut sprechen könnte.*

*Es gibt den Apparat, der all  
das hervorbringt, was wir sind,  
du und ich, was wir wahrnehmen,  
in erster Ordnung.*

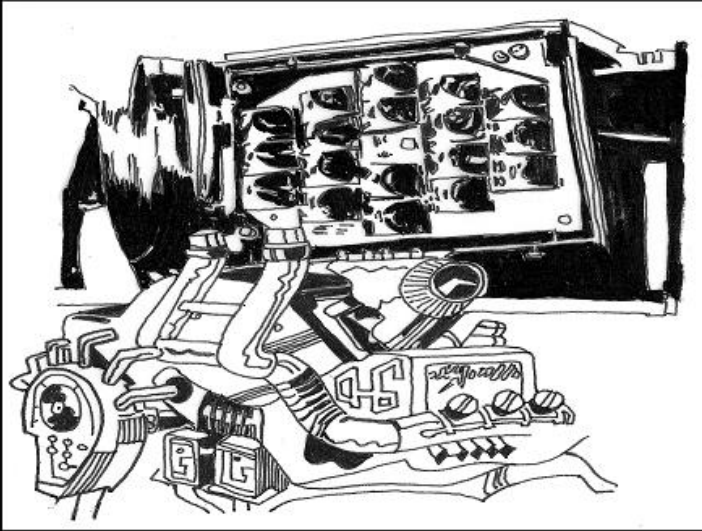
*Die zahllosen Versprechen,  
die den Raum mit Zeichen füllen, liefern sich letzten Endes Gefechte um unser Glück. Diese Augen sehen  
nicht echt aus. Aber es muss eine Linie geben, die das Auge, das reflektiert, mit jenem Auge verbindet,  
das wahrnimmt.*



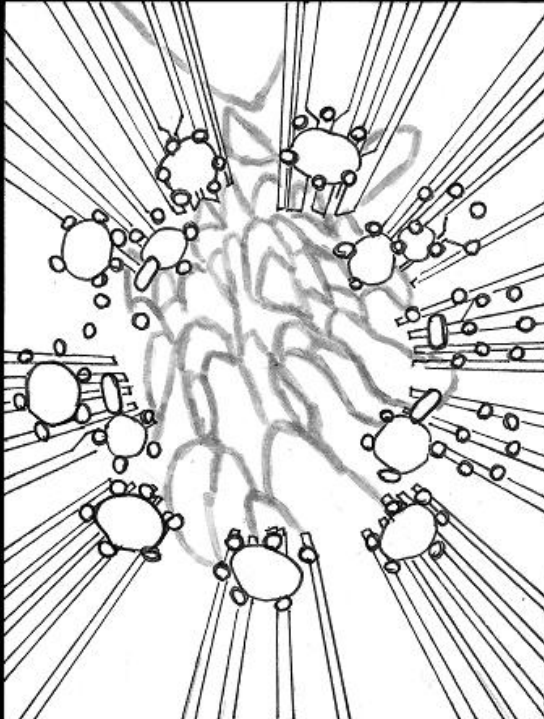
Trotzdem habe ich ständig das Gegenteil vor Augen.



Dann sind deine Augen Dioden, die nur deshalb so wertvoll sind, weil sie die Dunkelheit nicht vollständig machen. Ich halte es nicht für ein Versehen, dass sie da sind.



Ich suche den Zugang zur Mechanik des Apparats. Die Struktur des Apparats muss interpretiert werden.  
Der Apparat wird antworten



und meine Sprache ordnen.  
Ich bin dein Gerät.

Ich bin ein Gebilde,  
dass deine Signale umgesetzt hat.



Nur du hast mich verstanden.

Okt 2011

[www.flachware.de/klaus-erich-dietl](http://www.flachware.de/klaus-erich-dietl)

## Aus dem Plattenarchiv

### *Tech Ahead – Certain Revenge + Evolve to Survive (1992)*

Man kann die Dinge übertreiben. In der Kunst hat das Ergebnis dann im Normalfall noch oder erst recht eine Aussage. Im Bereich der Musik geht bei einer solchen Vorgehensweise normalerweise die Ästhetik flöten, wird dem Konzept geopfert. Soll heißen: Man erkennt wohl worauf der Künstler hinaus wollte und weiß das gegebenenfalls konzeptionell gesehen zu schätzen, nur musikalisch erreichen einen solche Werke selten.

Tech Ahead haben gern ein bisschen übertrieben. Bei den bpm, beim einem Gitarrent Teppich, der von ständigen Licks durchsetzt ist und beim Gesang. Aufgeregt programmierte Drumcomputer und hektische Stromgitarren werden von hastenden Gesangslinien in Bubble-Gum-Stimmung begleitet. Dieser Sounduntergrund reibt sich an der gelegentlich melancholischen Melodieführung auf durchaus kongeniale Weise. Indietrashpop auf Amphetamin. Tech Ahead haben zwischen 1990 und 1992 zwei Platten produziert, ein Tonstudio in Aindling bei Augsburg betrieben und in Süddeutschland ein paar Konzerte gespielt. Ein Duo mit Maschinenunterstützung und echtem Independent-Ansatz: selbst produzieren, selbst vertreiben. DIY nennt man das wohl heute. Einen größeren Bekanntheitsgrad haben sie dabei aber nicht erreicht. Ihr Sound klang bei oberflächlichem Hinhören zu sehr wie viele Andere in dieser Zeit und der Gesang von Fritz Effenberger, dem männlichen Teil von Tech Ahead, konnte nicht immer das liefern, was in den Songs gesanglich eigentlich steckt.

Im Gegensatz zu vielen der Bands, die Tech Ahead in ihrer Zeit die Schau gestohlen haben, ist die Musik durch ihre überdrehte Skurrilität kaum gealtert. Ein cursorisches Hören von 'Certain Revenge' und 'Evolve to Survive', die auf einer CD zur Verfügung stehen macht Jahrgangsraten schwer. Tech Ahead haben zwar nicht unbedingt den Soundtrack für kontemplative Sommerabende produziert, aber ein sperriges und nach wie vor unterhaltsames und fast vergessenes Stück süddeutscher Independent-Geschichte.

### *Sewergrooves – Guided by Delight (2000)*

Wie oft haben wir sie nicht musikalisch wieder kommen und gehen gehört, die siebziger Jahre. Dabei handelt es sich eigentlich um ein Jahrzehnt der Erschöpfung und des Kampfes um das Ende von Rock. Die Explosion, die Auffaltung des popkulturellen Universums fand vorher statt. Nichts, was in den siebziger Jahren vor Punk aufgeführt wurde, konnte ernsthaft über die Zeit davor hinausdeuten. Vielleicht war man deswegen so entspannt. Es wandert sich gut in Landschaften, die andere erschaffen haben. Hier und da mal ein neues Riff setzen, mehr Drogen nehmen und mit den Effektgeräten spielen.

Die Sewergrooves kommen aus Schweden, dem Teil Europas, der sich auf die popkulturelle Edelkopie besser versteht als viele andere Gegenden auf der Landkarte der Jugendkultur. Auch die Sewergrooves, die die Musik inzwischen nurmehr als Hobby betreiben, werden nicht unbedingt vom musikalischen Innovationswillen getrieben. Hier geht es um ausufernden siebziger Jahre Rock. Übersteuerte Produktion, ständiger Einsatz der Becken verschliert den Sound in den Höhen und garagige Gitarren legen einen ausufernden Teppich. Die Stimme ertrinkt dabei immer wieder in den übersteuerten Soundgebilden. Einständiges Kämpfen um 'Aussage' in einer dominanten Geräuschkulisse. Das passt

mehr zur Kakophonie des Internet als in die selbstverliebten Siebziger. Gutes Songwriting und ganz offensichtlicher Spaß an der Sache machen ‚Guided by Delight‘ aber zu einer Platte die man immer dann aus dem Schrank holen kann, wenn man Garagenrock mit einem Hauch sozialer Distinktion verbinden will. Nach dem Motto: ‚Wie, kennste nich? Ist nicht neu, aber gut ...‘.